

Warum meine Tante Stefka nie geheiratet hat, ist ein genau so unergründliches Rätsel wie die Tatsache, daß man manchen Kuchen als Häufchen Elend aus dem Backrohr zieht, obwohl man alles genau so gemacht hat wie immer. Stefka ist die Schwester meines Vaters. Sie ist die Jüngste in der Familie, ein spätes Kind. Vor ihr waren die vier Söhne dran, mein dicker Onkel Rudo, der schon mit vierzig Jahren keine Haare mehr auf dem Kopf hatte, dann kam mein Vater, und gleich hinterher mein Onkel Vlado, der stets ein ganz rotes Gesicht hat vom hohen Blutdruck, wie man sagt, und die Wangen voller kleiner blauer Äderchen von seiner zänkischen Frau, die ihn immer schlägt, wenn er spät heimkommt. Anschließend mein lieber Onkel Gusto, der ganz aus der Art geschlagen ist und lustige Zigeuneraugen hat. Sie haben alle ihre Frauen geheiratet, ihre Kinder gezeugt und ihre Häuser gebaut. Vlado hat es sogar mit einer eigenen Firma probiert. Eine Zeitlang ist es auch gut gegangen, aber dann hat er das bittere Aufstoßen bekommen. Man hat das Gesicht wegdrehen müssen, wenn er mit einem geredet hat, weil er so übel aus dem Mund gerochen hat. Seine Mundwinkel waren immer ganz weiß von eingetrocknetem Speichel, weil er immer mehr und immer rascher auf einen eingesprochen hat, als wollte er einem etwas verkaufen. Dabei hat er die Augen ganz weit aufgerissen. Das war schrecklich.

Stefka war noch fast ein Mädchen, als ich geboren wurde, und eine junge Frau, als ich ein Kind war. Sie sieht wirklich gut aus. Natürlich ist ihre Nase ein wenig zu groß wie bei allen in der Familie meines Vaters, aber es ist keine solche Hakennase mit noch einem Extrahöcker, wie sie manche Frauen bei uns haben, sondern ein viel zarteres Abbild der gewaltigen Nase meines Großvaters, die er zu Lebzeiten überall hineinsteckte, ob es ihn etwas anging oder nicht. Nur im Gebetbuch ist sie nie zu sehen, pflegte meine Großmutter zu klagen. In seinen letzten Jahren, als der graue Star sich auf seinen Augen niedergelassen hatte, hielt er seine Nase auch aus der Zeitung draußen. Aber man konnte nichts kochen, ohne daß er nicht sofort kam, den Deckel vom Topf hob und seine Nase in den aufsteigenden Dampf hielt. In jeden Türspalt schob er seine Nase. Sie war ein hochsensibles Organ. Mit ihr konnte er sogar riechen, ob es regnen wird. Wenn er wieder unterwegs war im Ort, die Dorfstraße rauf und runter ziffelte, weil er nur noch ganz kleine Schritte machen konnte, da sprachen ihn die Leute an und fragten ihn, ob es denn bald regnen wird, und er streckte seine Nase in die Luft, prüfte lange und ernsthaft und schüttelte den Kopf, oder er

verkündete mit seiner krächzenden Stimme: „Ja, es riecht nach Regen. Also, wenn ihr mich fragt, wird es regnen. Vielleicht heute Abend schon, aaaaber“, und er schnüffelte noch einmal, um ganz sicherzugehen, „wahrscheinlich erst in der Nacht.“

Seine Nase irrte sich selten. Wenn ich meine Tage hatte, roch es mein Großvater. Er ging an mir vorbei, schnüffelte, und dann ließ er keine Gelegenheit aus, mir in den verschiedensten Zusammenhängen immer wieder zu sagen, daß ich unrein sei. Selbst aus dem Sarg streckte er seine Nase noch, als er sehr bleich und eingefallen darin lag, und wir alle vorbeigingen mit Taschentüchern im Gesicht. Im Tod war seine Nase spitz geworden und schien noch gewachsen zu sein. Sie ragte aus dem Sarg, wir gingen schluchzend um sie herum, und ich mußte an den Maibaum denken, um den die Mädchen laufen auf ihren Storchenebenen mit blauen und roten und weißen Bändern in der Hand.

Meine Tante sieht wirklich gut aus. Als ich ein Kind war und Stefka ein junges Mädchen, ging sie mit uns immer schwimmen. Da habe ich sie beobachtet, wie sie mit dem Rücken zu uns ihren Badeanzug anzog. Ich konnte unter ihren schwach behaarten Achseln hindurch einen seitlichen Blick auf ihre Brüste mit den kleinen frechen Spitzen und den rosigen Höfen erhaschen. Nackt sind ihre Brüste viel größer, als sie unter den hochgeschlossenen Blusen wirkten, die Stefka sonst trägt, oder unter den Pullovern, die sie sich aus Versandhauskatalogen aussucht, und an denen immer irgend etwas Silberglitzert. Während wir Kinder im Wasser spielten, blieb Stefka am Ufer, streifte die Träger ihres Badeanzuges von ihren wohlgeformten Schultern und strich diese billige Sonnencreme, die es damals bei uns zu kaufen gab, auf ihre junge Haut, die noch Flaum trug. Dann streckte sie sich auf ihrem ausgebreiteten Badetuch aus und lag mit geschlossenen Augen in der Sonne, den Mund ganz leicht geöffnet.

Einmal schlich ich mich heimlich aus dem Wasser zu ihr. Früher hatte ich das manchmal getan und mich klatschnaß, wie ich war, auf Stefka geworfen. Sie hatte aufgeschrien, als mein kalter Körper mit ihren heißen Haut in Berührung kam, und wir hatten gelacht. Sie hatte mich „Mein kleiner Frosch“ genannt. Aber diesmal war ich ganz vorsichtig, achtete darauf, daß mein Schatten nicht auf ihr Gesicht fiel, und sie davon die Augen öffnete. Ich ließ mich neben ihr nieder, wagte nicht, mich zu bewegen, verharrte regungslos atmete ganz flach und sah sie mir an, meine Tante Stefka. Ich glaube, das war das erste Mal in meinem Leben, daß ich jemanden so lange und so intensiv angesehen

habe.

Ich besah mir Stefkas Gesicht, das ein schönes Gesicht war, eines, wie es unsere Männer mögen, mit hohen Backenknochen, einer schön gewölbten Stirn und sanften Schläfen, auf die ein Mann gerne seine Lippen drückt, wenn er seine Frau von hinten umfaßt. Ihre prallen Ohr läppchen hatten etwas von Perlen an sich, ihre Lippen waren voll von Blut. Darunter wölbte sich ein Kinn, das sehr geschwätzig sein konnte, und an dem man stets ablesen konnte, was Stefka gerade dachte oder fühlte. Stefka kann ihr Kinn runzeln, wie andere Menschen ihre Stirn in Falten legen, wenn sie nachdenken oder an etwas zweifeln. Mit ihrem Kinn kann meine Tante ausdrücken, ob sie etwas mag oder nicht, ob sie sich freut oder ärgert. Ihr Kinn kann – im Unterschied zu ihren Augen – nicht lügen. Über ihre Augen kommt schon manchmal eine Lüge. Sie werden dann ganz klein und eng. Und erst über ihre Lippen! Oh, mit ihrem Mund kann Stefka lügen, daß sich die Balken biegen, sie kann über- und untertreiben, sie kann über andere herziehen wie die apokalyptischen Reiter. Sie kann gehässig sein mit ihren Lippen und mitunter auch sehr gemein. Aber ihr Kinn ist immer ehrlich. Man braucht nur auf ihr trauriges Kinn schauen, wenn sie einmal ganz schlecht über jemanden spricht, und man weiß alles. Wenn sie einmal lügt, reicht ein Blick auf ihr Kinn, und man kann ihr nicht böse sein.

Mein Blick glitt tiefer, strich über ihren Hals, verweilte auf ihren glänzenden Schlüsselbeinen, in deren Wölbung soviel Erwartung und Verheißung lag, ehe er auf Stefkas Brust vorsichtig, ganz vorsichtig zum Ansatz ihrer Brüste trippelte, bis zu dem sie ihren Badeanzug hinuntergeschoben hatte. Ich sah sie sich heben und senken, ganz regelmäßig und ruhig, und ich hatte bei ihrem Anblick ein dunkles Gefühl in mir, ein richtungsloses Ziehen, das man manchmal hat in ganz bestimmten Sommernächten.

Ich betrachtete Stefkas lange Arme, die blauen Adern, die in den Beugen durch die zarte Haut schimmerten und an den Handgelenken. Ich sah ihre Hände, die schön waren, obwohl sie keine Arbeit scheuten, im Haus nicht und nicht draußen auf dem Feld, die langen, schmalen Finger, deren Spitzen – nur die Spitzen – von Zeit zu Zeit zuckten.

Mein Blick war nicht mehr zu halten, sprang von der Insel der Hände zurück auf das Festland von Stefkas Leib, wanderte weiter, die Küste ihrer runden Hüften entlang. Man sagte damals über sie mit einem kurzen Blick auf ihre Hüften, sie werde es einmal leicht haben beim Kinderkriegen. Mein Großvater meinte, Stefka habe Hüften, an denen

sich ein Mann gut festhalten kann. Und immer wenn mein Großvater so etwas sagte, fuhr ihm meine Großmutter über den Mund, der ganz klein und spitz war, ein Krakenmund, unter seiner gewaltigen Nase, und nannte ihn ein Schandmaul.

Mit meinen Augen ertastete ich Stefkas kleinen Mädchenbauch, der sich unter ihrem Badeanzug wölbte. Dabei erinnerte ich mich, wie wir einmal festgestellt hatten, daß wir beide am Nabel sehr kitzlig sind. Kaum richtete eine von uns beiden ihren durchgestreckten Zeigefinger gegen den Nabel der anderen, fing diese schon an zu kreischen. Stefka hatte gemeint, das sei kein Wunder, daß wir beide am Nabel so furchtbar kitzlig sind, weil wir ja aus einer Familie kommen. Das Kitzlig-Sein vererbt sich, es ist in unseren Genen, da kann man nichts machen. Wir haben ganz ernsthaft darüber geredet, was es heißt, kitzlig zu sein, und Stefka hat gemeint mit diesem dunklen Ton in der Stimme, den Menschen haben, kurz bevor sie ein Geheimnis offenbaren: „Man ist auch nicht immer kitzlig.“

„Wirklich nicht?“, habe ich gefragt.

„Nein“, hat sie gesagt und mir erklärt. „Es kommt auf den Menschen an, der einen berühren will. Es gibt Personen, die können einen berühren, wo sie wollen, und man wird nicht lachen, andere aber brauchen nur, wie wir eben, den Zeigefinger ausstrecken, und schon fängt man an zu kreischen.“

„Aha“, habe ich ungläubig gemacht.

„Ja“, hat Stefka gedehnt gesagt, so daß kein Zweifel mehr bestand: „So ist das.“

Ich besah mir Stefkas Schenkel, die zu dieser Zeit gerade anfangen, voll zu werden und die Hand eines Mannes, die schwer und hart war von der täglichen Arbeit, einladen, sich auf ihnen auszuruhen. Ihre Haut war weich. Ich durfte mir die Schwielen an den Händen der Männer nicht vorstellen, wie sie über diese zarte Haut rieben. Aber gleichzeitig konnte ich mir das ungeheuer gut vorstellen. Ich war mir sicher, daß es einmal, nein, bald schon, sehr bald so geschehen würde. Ich schaute mir Stefkas Knie an, die einander zugekehrt waren, aber ganz leicht nur, nicht wie die meinen. Es heißt, ich würde mit meinen Knien schielen. Ich betrachtete lange ihre Schienbeine, die in der Sonne glänzten, und gerade als ich mich ihren Füßen zuwenden wollte mit ihren langen, an ihrem obersten Glied leicht gekrümmten Zehen, fragte mich Stefka, was ich da mache. Ich war so erschrocken und verwirrt, daß ich ihr zur Antwort gab: „Ich sehe dich an.“

Sie lachte nicht, diesmal nicht, wie sie sonst immer lacht und mit ihrem Lachen alles fortzuwischen vermag, jede Verlegen-, jede Peinlichkeit, jedes Zögern, jedes Bedenken, jeden Einwand, jeden Mißmut und jede schlechte Stimmung, sondern richtete sich auf ihren Ellbogen auf und sah mich an mit ihren Augen, die so strahlend blau sind.

„Warum machst du das“, fragte sie mich sehr ernst.

„Weil du schön bist“, erwiderte ich stockend.

„Findest du“, forschte sie ohne jede Eitelkeit, „findest du wirklich, daß ich schön bin?“

„Ja“, sagte ich und bohrte dabei mit meinem Finger zwischen meinen Zehen, wagte nicht, sie anzusehen, „du bist sehr schön.“

„Ach, was du immer redest! Du spinnst ja“, sagte sie und wackelte *wie* übermütig mit ihren Knien, und dann nahm sie mich an den Schultern, zwang mich, ihr in die Augen zu sehen und meinte zu mir: „Zofia, hör mir gut zu! Wenn du nicht aufpaßt, wirst du noch einmal total verrückt werden. Du mußt vorsichtig sein, sonst schnappst du wirklich irgendwann über. Versprichst du mir, daß du auf dich achtgeben wirst?“

Ich verstand nicht, was sie meinte, aber ich nickte. Es machte mir Angst, wie ernst Stefka zu mir redete. Deshalb nickte ich immer heftiger, bis sie mich an sich zog und mich drückte, und anschließend taten wir so, als hätte ich mich aus dem Wasser zu ihr geschlichen und mich auf sie geworfen. Wir kreischten beide auf, obwohl keiner unserer Körper klatschnaß und eiskalt, sondern heiß waren von der Sonne, in der wir so lange regungslos verharrt hatten.

Stefka hat sehr trockene Haut. Sie schwitzt nicht. Noch nie habe ich eine Schweißperle auf ihrer Stirn gesehen, bei der Arbeit im Garten nicht und nicht draußen am Feld und bei der Hausarbeit schon gar nicht. Jede Arbeit geht ihr nahezu mühelos von den Händen. Pah, sagt sie, wenn jemand zu ihr sagt: Das ist zu schwer für dich, und ihr helfen will. Nichts ist meiner Tante zu schwer. Es ist, als ob sich alles leicht macht für sie, jede Tätigkeit, jeder Gegenstand. Als meine Großmutter starb, und Stefka die Möbel im Haus ihrer Eltern umstellte, schien es, als ob sich die alten, schweren Stücke – sperriges Hochzeitsgut aus einer Zeit, da die Frauen noch sieben Röcke trugen, auch im Sommer – vorher einer Diät unterzogen hätten. Wo ihre Brüder – gestandene Mannsbilder mit allmächtigen Armen und Schaufelhänden – sich plagten und mühten, gerieten darüber ins Fluchen und nutzten jede Gelegenheit zu einer Verschnaufpause, in der sie einander fortwährend bestätigten, wie verdammt schwer jedes Möbelstück sei. Stefka

brauchte nur wie nebenbei hinzulangen: Fast von allein schob sich die Kommode von einer Ecke des Zimmers in die andere. Die Ehebetten tanzten leichtfüßig über den Boden und die Treppe hinab in den dunklen Keller, vor dem wir als Kinder immer solche Angst gehabt hatten. Der Schrank hüpfte mit Tisch und Stühlen um die Wette, um ihre Plätze zu tauschen. Es war, als ob in Stefkas weißen Oberarmen ungeheuerere Kräfte wohnten, oder sie über übernatürliche Fähigkeiten verfügte.

Im Frühjahr bei der Saat, wenn mein Vater gegen Abend lautstark den Moment verflucht, da er als junger Mann das Angebot seines besten Freundes ablehnte, mit ihm in der Stadt das Glück zu suchen, und am Ende des Sommers, wenn selbst meine Mutter, die das Arbeiten gewöhnt ist, sich einmal fünf Minuten in die Dämmerung setzt und die Unterarme auf die Schenkel legt, ist Stefka noch immer fröhlich auf den Beinen, läuft durch den Garten, nimmt im Vorübergehen die Wäsche von der Leine und bindet im Glashaus die Tomaten hoch, stakst mit ausgebreiteten Armen über die Felder, springt übermütig vom Traktor ab, der sie nach Hause bringen will, und ruft dem verdutzten Fahrer hinterher, sie brauche noch etwas Bewegung, hilft nach Einbruch der Dunkelheit im ganzen Ort beim Einlegen der Gurken, Samstag Nachmittag sieht man sie beim Ausnehmen der geschlachteten Schweine, zwischendurch kämmt sie mit gespreizten Fingern die Kerne aus dem Kürbisfleisch. Sie kennt ganz tolle Kuchenrezepte. Sie hat sie aus Illustrierten, die für sie mit der Post kommen, und wagt sich an neue Gewürze, die das Fleisch ganz anders schmecken lassen als gewohnt. Daneben findet sie auch noch Zeit, sich um die Kinder ihrer Brüder zu kümmern, die fortwährend ihre Nähe suchen. Denn bei Stefka ist gut sein. Wenn sie da ist, muß man unweigerlich zu ihr hin. Es ist wie ein Instinkt. Sie weiß unendlich viele Geschichten. Noch nie habe ich gehört, daß sie eine Geschichte zweimal erzählt hat. Die Kinder kommen zu ihr, mit ihrem Lachen und ihren Tränen, mit ihrer Wut und ihren Enttäuschungen. Stefka kann Wunden heilen. Die Kinder vertrauen sich ihr an, suchen bei ihr Trost, fragen sie um Rat, gestehen ihr ihre kleinen Geheimnisse, und Stefka behält sie für sich,; darauf kann man sich verlassen. Stefka versteht sie. Stefka versteht alles. Und sie kann schweigen.

Genau so wie Stefka scheinbar die Drüsen fehlen, die den Schweiß produzieren, scheint sie auch keine zu haben, aus denen die Tränen kommen. Ich glaube, niemand hat sie jemals weinen sehen. Bei uns

gibt es viele Frauen, die noch niemand hat weinen sehen. Unsere Männer dagegen weinen oft und gern. Leicht rührt sie etwas. Manchmal reicht schon der Anflug einer Erinnerung aus, und sie haben Tränen in den Augen. Ebenso leicht bekommen sie einen hochroten Kopf, die Ader an ihrem Hals pocht heftig, und sie werden sehr laut. Unsere Frauen dagegen weinen selten, oft im Geheimen, wo es niemand sehen kann. Manche weinen nie. Es gibt keinen Ort auf dieser Welt, wo sie sich ihrer Tränen entledigen können, kein Platz, der ihnen geschützt genug ist, um loszuschluchzen. Aber diesen Frauen merkt man an, daß sie gerne weinen würden, irgendwo, an irgend jemandes Brust oder auch nur in die eigenen Hände. Doch ihre Hände sind fortwährend mit irgend etwas beschäftigt. Immer wenn ihnen das Weinen möglich wäre, ist niemand da, an dessen Brust sie ihr Gesicht bergen könnten. So haben sich die vielen ungeweinten Tränen in ihr Gesicht eingefressen. Um die Augen, die enger geworden sind mit jedem Weinen, das sie sich versagten, merkt man es. Ihr Mund ist hart geworden. Auch an den Kiefern ist es zu sehen. Sie verlieren früh die Zähne, die sie so lange zusammengebissen haben, und ihre Lippen stülpen sich dann nach innen und werden noch schmaler und härter.

Bei Stefka ist es anders. Sie könnte weinen, wenn ihr danach wäre. Sie hat ein Gesicht, das sich ganz leicht von einem Moment auf den anderen in Tränen auflösen könnte. Ihre Augen sind nicht eng, sondern weit, viele Tränen hätten auf ihrem Unterlid Platz. Stefkas Wangen mit den hohen Backenknochen wären ideal, von Tränenbächen überflutet zu werden. Ihre Lippen sind weich und würden an Verheißung noch zulegen, wenn sie zu flattern begännen, und ihre Kehle wäre in der Lage, das herzerreißendste Schluchzen von sich zu geben, ein Schluchzen, das von ganz tief unten kommt, von dort, wo es keine Lüge gibt und keine Ausreden. Ein starker Atem würde dieses Schluchzen emportragen in eine Welt, in der jeder für Stefkas Weinen Verständnis hätte. Doch sie weint nicht. Sie hat kein Bedürfnis danach. Sie lacht. Ihr Frohsinn ist ansteckend. Sie ist, wie man bei uns sagt, eine Frau aus Blut und Milch.

Sie war noch nie krank. Niemand weiß, wie sie das macht. Selbst im Winter, wenn allen die Nasen rinnen und die Menschen mit den Hofhunden um die Wette bellen, läuft Stefka in ihrem schicken Mantel durch das Dorf. Oft trägt sie nicht einmal einen Schal, denn sie weiß, daß ihr langer schlanker Hals sehr schön ist. Auch Handschuhe hat sie oft nicht, obwohl es draußen Minusgrade hat und einem der Atem dick

vor Mund und Nase friert, und alle mit hochgezogenen Schultern laufen und schauen, daß sie möglichst rasch ins Warme kommen. Manchmal sagt sie, sie habe ihre Handschuhe daheim vergessen, aber das glaube ich nicht. Das habe ich ihr nie geglaubt. Stefka vergißt nichts. Alle unsere Geburtstage hat sie im Kopf und die Namenstage all der Kinder, die ihre Nähe suchen, und die Hochzeitstage ihrer Brüder. Nie hat sie auf einen vergessen. Sie ist die erste, die gratulieren kommt. Besonders gut kann Stefka Haare schneiden. Sie hat das nirgendwo gelernt. Sie kann es, wie sie so vieles einfach kann. Viele im Ort kommen zu ihr und lassen sich von ihr die Haare schneiden. Wenn eine Hochzeit bevorsteht, oder wenn die hohen Feiertage kommen, sprechen die Leute Stefka am Sonntag nach der Kirche an und machen sich Termine mit ihr aus. In ihrer Küche macht sie den Frauen ganz tolle Frisuren. Wenn die Frauen dann von Stefka weggehen, kann man sie sehen, wie sie sich alle paar Schritte mit der flachen Hand ganz vorsichtig ans Haar fassen, als müßten sie sich vergewissern. Sie schneidet den verlegenen Bräutigamen die Haare und färbt das Haar der aufgeregten Bräute. Sie nimmt kein Geld dafür. Sie will nichts haben dafür. Was man ihr auch anbietet, sie lehnt es ab.

„Du kannst das doch nicht umsonst machen“, sagen die Leute zu ihr, „da, nimm doch unser Geld, wir geben es dir gern.“

Aber sie will es nicht.

„Es ist uns peinlich“, sagen die Leute, „wenn du unser Geld nicht nimmst. Wir werden nicht mehr zu dir kommen können.“

Stefka jedoch winkt beharrlich ab und sagt: „Wenn ihr Geld dafür bezahlen wollt, dann geht zu einem richtigen Friseur.“

Im Nachbarort haust einer in seinem kleinen, engen Laden, in den nur eine ganz dünne Sonnensträhne fällt für eine halbe Stunde am Tag. Einmal war ich bei ihm, um mir gegen den Willen meiner Eltern meine langen Haare abschneiden zu lassen. Ich hatte niemandem vorher etwas gesagt, mich nicht einmal an Stefka gewendet, denn ich wußte, daß sie sich weigern würde, mir meine Bitte zu erfüllen. Ich sehe mich noch sitzen in dem winzigen Laden, spüre die stumpfe Schere an meinen Haaren reißen, nehme aus den Augenwinkeln die abgeschlagene Emailschüssel wahr, die er mir in den Nacken schiebt, im Spiegel vor mir erblicke ich seinen kleinen Vogelkopf, wie aufgespießt auf seinem dünnen Hals, triumphierend über dem meinen, den ich instinktiv einziehe, und ich sehe immer noch seine Spinnenfinger an meinem Hinterkopf unablässig in Bewegung. An die Schläge, die ich hinterher von

meinem Vater bekam, und an das Schweigen meiner Mutter erinnere ich mich weniger als an Stefkas Gesicht, als ich mit kurzen Haaren vor ihr stand; dieses Erstaunen, das binnen weniger Augenblicke in eine ganz tiefe, eine unauslöschliche Enttäuschung umschlug. Sie suchte sie vor mir zu verbergen, zwang ihre Mundwinkel nach oben zu einem Lächeln, ihre Lippen auseinander zu einem Lachen, befahl ihrer Stimme, ganz hell und heiter zu klingen, als sie sagte: „Gut siehst du aus mit deinen kurzen Haaren“, sich an meinen Vater, ihren Bruder, wandte und meinte: „Ich weiß nicht, was du hast, die kurzen Haare stehen ihr phantastisch.“ Nie werde ich die Falschheit in ihrem Tonfall vergessen, als sie meiner Mutter versicherte, daß ich mit kurzen Haaren viel besser aussehe. Ich konnte auf das Kinn meiner Tante starren, so lange ich wollte, ich konnte auf ihm keine Spur von Vergebung für mich finden.

Zu dem Friseur mit seinen rostigen Brennscheren und der dröhnenden Trockenhaube, unter der man taub wird, will niemand. Die Leute gehen doch lieber zu Stefka. Vor Hochzeiten oder hohen Feiertagen stehen sie Schlange bei ihr. Wenn es draußen kalt ist, drängen sie sich in der Küche, bei schönem Wetter vertreten sie sich vor Stefkas Haus in der Sonne die Beine und schwatzen miteinander, bis sie sie hineinruft.

Meine Tante kann auch schneidern. Viele Frauen können das bei uns. Wenn sie noch Mädchen sind, fangen sie damit an. Gegenseitig schieben sie sich Schnittmuster zu wie geheime Botschaften. Dann sitzen sie über den Landkarten aus dicken und dünnen und strichlierten und gepunkteten Linien, studieren die Gebirgszüge und Talschneisen, die Fluß- und Grenzläufe. Das ist ihre Geographie. Sie nähen sich Kleider und Blusen und Röcke, die sie sich nicht im Geschäft kaufen können. Sie nähen tolle Jacken mit phantastischen Krägen, komplizierten Knopfleisten und modischen Aufschlägen an den Ärmeln. Vieles, was sie für sich anfertigen, sieht aus wie gekauft. Wenn sie auf eine Hochzeit gehen, zu einer Taufe, oder wenn sie auf eine Beerdigung müssen, kaufen sie für diesen Anlaß etwas in der Stadt. Das sieht dann oft viel billiger aus als das, was sie selbst genäht haben. Sie nähen viel für ihre Kinder, aber wenn die Schulabschlußfeier kommt, fahren sie in die Stadt, gehen in das Kaufhaus und kaufen die steifen weißen Blusen, die schon vom Ansehen grau werden, die Blusen mit den Puffärmeln und den phantasielosen Rüschen und den Knöpfen, die viel zu golden sind, und die Röcke, die nie passen. Und für sich kaufen sie die Klei-

der, die an den Hüften spannen und um den Bauch, die Kleider mit den Ausschnitten, die man mit der Hand immer festdrücken muß, und mit den Reißverschlüssen, die bald kaputtgehen. Sie kaufen diese Jacken, die nie über ihren großen Brüsten schließen. Für ihre Männer nähen sie nichts, sondern kaufen alles in der Stadt, die Hemden, die am Kragen zu eng sind, und die Anzüge mit den brüchigen Nähten und die furchtbaren Krawatten, die über die mächtigen Brustkörbe und die Bäuche abwärts deuten.

Stefka näht viel, für sich und für die Kinder, die ihre Nähe suchen. Sie nimmt Maß an ihnen mit den Augen. Sie irrt sich nie. Was immer sie für mich genäht hat, hat gepaßt wie angegossen. Nie hat sie sich an irgendwelche Schnittmuster gehalten, sondern verschiedene Modelle und Entwürfe kombiniert und variiert.

„Du solltest eine Boutique aufmachen“, haben die Leute zu ihr gesagt. „Hast du schon mal daran gedacht, du könntest mit deinen Sachen gutes Geld machen.“

Da hat Stefka nur gelacht und gemeint: „Was ihr immer redet!“

Sie hat weiterhin die phantastischsten Dinge genäht für uns, für sich, für jeden, der sie darum gebeten hat. Wenn sie ihr in einer Bluse, die sie im vergangenen Jahr für mich genäht hat, unter die Augen gekommen bin, hat sie die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gesagt: „Zieh das sofort aus! Ich kann es nicht mitansehen, wenn du in alten Sachen herumläufst.“

Im Handumdrehen hat sie eine neue, ganz aufregende Bluse für mich genäht. Ich mußte sie sofort vor ihr anziehen; sie hat mich kritisch gemustert und dann gemeint: „Man ist immer so alt, wie man sich kleidet, merk dir das.“

Sie sagt gerne solche Sachen. In ihrer Küche hängt ein Kalender mit einem Spruch für jeden Tag. Einmal habe ich ihn durchgeblättert und alle Sprüche gelesen. Einen fand ich so gut und wollte ihn ihr vorlesen, aber sie wollte ihn nicht hören, weil der Tag, für den dieser Spruch bestimmt war, erst kommen wird.

Später fing meine Tante an, sich Kataloge von Versandhäusern schicken zu lassen. An Sonntagnachmittagen blättern wir sie gemeinsam durch und machen uns gegenseitig auf Kleider und Blusen und Röcke und Mäntel und Jacken und Pullis und Westen und Schuhe und Stiefel aufmerksam und vergleichen die Angebote in den verschiedenen Katalogen. Wir sind beide dabei sehr aufgeregt und sitzen so dicht beieinander, daß sich unsere Schläfen beinahe berühren.

Ich weiß noch, als Stefka zum ersten Mal in einem Pullover, den sie sich aus einem dieser Kataloge bestellt hatte, zu uns zu Besuch kam. Alle waren voll Bewunderung für Stefkas Pullover mit den eingearbeiteten Silberfäden. Es bestand die einhellige Meinung, daß Stefka wahnsinnig gut in diesem Pullover aussah. Als sie gegangen war, hörte ich meine Mutter zu meinem Vater sagen: „Gewiß hat deine Schwester einen Freund. Sie macht sich schön für ihn. Ich bin mir sicher. Bald wird Hochzeit sein.“

Bald wird Hochzeit sein, sagte ich mir und betrachtete fortan meine Tante mit anderen Augen. Sie hat einen Freund, dachte ich, für ihn macht sie sich schön. Sie bestellt sich silbrigglänzende Pullover und Schuhe mit Absätzen, so hoch, daß Frauen aus unserer Gegend darauf gar nicht laufen könnten. Ich mußte an die vollen Brüste meiner Tante denken, auf die ich einmal hatte einen Blick werfen dürfen, an ihre kleinen frechen Brustwarzen und die rosigen Höfe drum herum. Ich sah ihren kleinen Bauch vor mir, die schwellenden Schenkel, die einander unmerklich zugekehrten Knie, die Füße mit den langen Zehen, am obersten Glied leicht gekrümmt, und wieder wurde mein Atem flach. Regungslos verharrte ich in der Erinnerung.

Damals wohnte Stefka noch nicht ständig in unserem Dorf, sondern kam nur an den Wochenenden. Meine Großmutter lebte noch und nannte meinen Großvater ein Schandmaul. Mein Großvater stand vom Tisch auf, stieß wütend Luft durch seine mächtige Nase aus und ging mehrmals mit großen Schritten die Dorfstraße hinunter und hinauf, bis er sich beruhigt hatte. Unter der Woche arbeitete Stefka weit weg in einer kleinen Stadt am Fuß eines Berges, auf dem die Überreste einer verwunschenen Burg stehen. Einmal hat sie mich dorthin mitgenommen.

„Komm doch mit“, hat sie zu mir gesagt und mit meinen Eltern geredet. Mein Vater wollte mich nicht gehen lassen und hat tausend Gründe erfunden, warum ich bleiben müsse, aber schließlich hat ihn Stefka soweit gebracht, daß er einwilligte. Eine Woche haben wir dann zusammen in ihrer winzigen Wohnung gewohnt. Die Wände waren ganz dünn. Man hat alles gehört, was die Nachbarn machen. Vom Fenster der Küchennische aus konnte man den Berg mit der Ruine sehen. Stefka hat mir die Geschichte der wahnsinnigen Gräfin erzählt, die vor vielen Jahrhunderten dort junge Mädchen aus der Umgebung hat töten lassen, um in ihrem Blut zu baden und dadurch ewig jung und schön zu bleiben. Lange Zeit hat niemand gewagt, diesem Treiben Einhalt zu

gebieten. Schließlich aber hat man die Burg gestürmt und die Gräfin gefangen genommen. Aber weil sie eine Gräfin war, hat man sie nicht hinrichten können. Ihre Kammerdienerin und ihren schönen Geliebten¹, der genau so grausam war wie sie, hat man öffentlich gevierteilt und ihre Körperteile auf lange Stangen gespießt. Der Himmel war schwarz von Raben. Die Gräfin hat man in den Turm ihrer Burg gesperrt. Dort hat sie noch viele Jahre geschrien. Tagaus, tagein hat sie geschrien. Es war schrecklich anzuhören. Viele Leute sind aus der Gegend fortgezogen, weil sie das Schreien der Gräfin nicht mehr haben mitanhören können. Dabei ist es eine gute Gegend mit fettem Boden, auf dem der Weizen dunkelgelb reift.

Damals arbeitete Stefka für eine Firma, die irgend etwas für Taucher herstellte. Sie hat dort als Sekretärin angefangen, weil sie gut Maschineschreiben konnte und Stenographie. Nach dem Probejahr hat sie der Chef zu sich gerufen und sie zu seiner persönlichen Assistentin gemacht, weil meine Tante wirklich gut ist und klug und immer freundlich und alles sofort begreift. Sie braucht nur zuzusehen, wie man etwas macht, schon kann sie es. Sie kann bei einem Traktor die Zündkerzen wechseln, das hat ihr niemand gezeigt, und sie kennt sich wirklich gut mit Strom aus. Als in unserem Dorf einmal ein Schneesturm war, ist in allen Häusern plötzlich das Licht ausgegangen. Da ist Stefka kurzentschlossen zum zentralen Schaltkasten gestapft, hat die ratlosen Männer, die davor gestanden sind, beiseite geschoben, drei Schalter umgelegt, schon hatten wir alle wieder Strom.

Untertags mußte meine Tante zur Arbeit und konnte sich nicht um mich kümmern. Sie hatte mir erklärt, wo ich was fände in dieser winzigkleinen Wohnung. Ich war mir selbst überlassen zwischen diesen Wänden,

¹ Gemeint ist die ungarische Gräfin und Massenmörderin Erzbeth Bathory [1560-1614]. Die Autorin bezieht sich in ihren Ausführungen auf Legenden. Tatsächlich gab es keinen Geliebten der Bathory, der an den Tötungen beteiligt war. Ihre Mithelfer stammten aus den Kreisen der Dienerschaft und wurden zum Tod auf dem Scheiterhaufen bzw. durch Enthauptung verurteilt. Das „Bad im Mädchenblut“ ist in den Prozeßakten nicht dokumentiert und wurde erst mehr als hundert Jahre später im Zuge der Vampirhysterie in Ost- und Südosteuropa Teil des Mythos um die „Blutgräfin“. [Anm. d. Übers.]

die wie Membranen waren und mir alles, was sich in den Wohnungen ringsum ereignete, zutrug.

Am ersten Tag saß ich da und horchte nur. Ich hörte Wasser durch Rohre fließen, ein Radio spielen, jemanden husten, ich hörte Schritte im Treppenhaus, das Schlagen einer Tür, das Fallen eines Gegenstandes, jemand fluchte, gleich darauf wurde irgendwo ein Fenster geöffnet, so heftig, daß die Scheiben klirrten. Ich war noch nie so allein gewesen, wie ich es an diesem Tag zum ersten Mal in meinem Leben war. Bei uns zuhause ist man nie allein. Irgendwer ist immer im Haus und sagt einem mit den Geräuschen, die er in der Küche macht oder im Flur oder auf dem Dachboden: ‚Du bist nicht allein‘, sagt einem mit dem Lärm, den er verursacht, mit der Axt, die das Holz spaltet auf dem Pflock, mit dem Aufkreischen der Säge, mit dem Anlassen eines Motors: ‚Ich bin da.‘ Ich hörte die Stille, die in den Wohnungen war, die Leere der verlassenenen Zimmer, in die ihre Bewohner – so wie meine Tante – erst abends zurückkehren werden. Stefkas winzige Wohnung war den ganzen Vormittag voll Sonne. Die Sonne macht vieles still. Sie wiegte mich in Sicherheit, und immer, wenn in diese Ruhe ein Geräusch fiel, erschrak ich. Dann fing ich an, auf Geräusche zu warten, um auf sie gefaßt zu sein und nicht mehr so zu erschrecken. Ich stellte meine Ohren scharf und hörte jemanden reden. Er stellte viele Fragen. Er sprach nicht laut genug, daß ich verstehen konnte, was er sagte. Nur seinen Tonfall nahm ich wahr. Am Ende eines Satzes ging die Stimme sehr oft nach oben und blieb dort hängen. Zuerst dachte ich, er redet mit jemandem und wartete auf die andere Stimme, die auf all die Fragen eine Antwort wußte. Doch es blieb still. Schließlich kapierte ich, daß da niemand ist außer dem einen Menschen, der viele Fragen hat und sie stellt, eine nach der anderen, in den stillen Raum hinein. Gegen Mittag hörte ich Kinderstimmen; da wurde mir ein wenig leichter ums Herz. Ich hörte ihnen zu, wie sie einander aufgereggt erzählten, wie es in der Schule gewesen war, sich dabei gegenseitig ins Wort fielen und darüber in Streit gerieten. Es war, als wären sie im selben Raum mit mir. Ich mußte über ihre Geschichten schmunzeln und dachte an meine jüngeren Schwestern, die auch immer aus der Schule kamen und mir haarklein berichteten, was dort vorgefallen ist, und jede hatte etwas noch Witzigeres erlebt als die andere.

Am Abend kam meine Tante von der Arbeit. Sie fragte mich, was ich den Tag über gemacht habe. Ich erzählte ihr wahrheitsgemäß. Am nächsten Tag nahm sie mich mit in die Firma und zeigte mir die Ma-

schinen, die auf Hochtouren liefen. Die Männer, die an den Maschinen arbeiteten, erklärten mir alles. Sie redeten mit mir, wie Männer aus einer kleinen Stadt mit einem Mädchen aus einem Dorf in den Bergen reden. Sie hatten große Hände, die sie sich fortwährend an ihren Arbeitsanzügen abwischten. Selbst wenn die Maschinen einmal stoppten, und der Lärm plötzlich in sich zusammenstürzte wie ein Kartenhaus, redeten sie furchtbar laut. In der Kantine lernte ich Stefkas beste Freundin kennen. Hinter ihrer Brille waren ihre Augen auf Stecknadelgröße geschrumpft. Sie hatte einen Mund fast ohne Lippen und war sehr nett. Beim Sprechen waren ihre Hände unaufhörlich in Bewegung und redeten immer irgendwie mit. Sie waren auf ganz dünne Unterarme aufgesteckt. Auch die Beine von Stefkas Freundin waren ganz dünn. Hinterher sagte mir meine Tante, daß ihre Freundin eine schwere Krankheit habe, aber sie wollte mir nicht sagen welche.

Am dritten Tag war ich wieder allein in der winzigen Wohnung. Ich schrak nicht mehr bei jedem Geräusch zusammen, das die dünnen Wände mir zutrug, kannte die Stimmen schon, die zu mir drangen, erkannte sie wieder, freute mich über den Postboten, der jemandem einen Brief brachte. Ich sah aus dem Fenster des Wohnzimmers hinunter auf die eingefriedete gräulich-braune Rasenfläche, um die die Menschen herumgingen, obwohl sie auch hätten darüberlaufen können, so wie wir zu Hause über jede Wiese laufen, um unsere Wege abzukürzen. Ich sah Frauen mit leeren Einkaufstaschen fortgehen und mit vollen wiederkommen und zwei Männer fast gleichzeitig aus verschiedenen Haustüren treten und Zigaretten rauchen. Sie nickten einander nur zu, als einer den anderen bemerkte, doch sie wechselten kein Wort miteinander, nicht wie bei uns, wo zwei Menschen, wenn sie zufällig gerade dasselbe tun, auf jeden Fall sofort miteinander zu reden anfangen, und sei es nur darüber, was sie beide gerade machen. Wenn ich das Fenster öffnete und mich hinauslehnte, konnte ich die Abfalleimer sehen, zu denen am Vormittag die Frauen, am Nachmittag die Kinder und gegen Abend dann die Männer ihren Müll trugen.

Ich trat an das Fenster in der Küchennische und sah am Berg hoch, auf dem die wahnsinnige Gräfin zusammen mit ihrem schönen, grausamen Geliebten ihr Unwesen getrieben hat. Ich fürchtete mich ein wenig, als sich die ersten klaren Bilder in meiner Phantasie einstellten, als ich die Schreie der Mädchen zu hören anfing, wenn die Schergen in den Ort kamen, um sie zu holen und in die Burg zu bringen, wo ihnen die Kammerdienerin der Gräfin – sie hatte dunkle Härchen auf der Oberlippe

– die ärmlichen Kleider vom Leib riß, und der schöne Geliebte sie an Händen und Füßen band. Ich stellte mir alles so lebhaft vor, daß ich anfang, am ganzen Körper zu zittern. Ich wußte, daß man die Mädchen mit dem Kopf nach unten an Haken an der Decke aufgehängt hatte, ich wußte es einfach. Sie hatten geschrien und gewimmert und gefleht, und dann hatte man ihnen die Kehlen aufgeschnitten und ihr starkes junges heißes Blut in Eimern aufgefangen und viele gewundene Treppen emporgetragen in die Gemächer der Gräfin. Ich hörte sie sagen – ich weiß nicht, wie ich darauf kam, daß ihre Stimme rauh war, und sie die S sehr scharf sprach, als wäre ihre Zunge an der Spitze eingekerbt –, ich hörte sie sagen nach dem ersten Eimer, den man über ihren alabasterfarbenen Leib goß: „Mehr, gebt mir mehr davon, ich brauche viel mehr.“ Ich erschauerte. Heute frage ich mich, ob mich damals meine Vorstellung so erschreckte, die Bilder der gefesselten Mädchen an den Haken, die Bilder der Gräfin, die ihre Zofe anwies, Eimer um Eimer über ihre Schultern, ihren Rücken mit der sacht geschwungenen Wirbelsäule, ihre langen schlanken Arme, ihre vollen Schenkel zu gießen, ob es diese Bilder waren, oder ich über die Tatsache erschrocken war, daß ich mir so etwas überhaupt vorstellen konnte.

Ich muß ganz verstört gewesen sein, als meine Tante abends heimkam. Sie setzte sich an den Tisch und redete fast eine Stunde mit mir und stellte mir sehr viele Fragen, wollte alles von mir wissen. Sie sagte zu mir, daß sie manchmal Angst habe, daß ich irgendwann verrückt würde, ja, das sagte sie zu mir. Ich fing zu weinen an, weil es keine besonders schönen Aussichten sind, irgendwann mal verrückt zu werden. Sie berührte mich an der Schulter. Zwischen meinen Schulterblättern ließ sie ihre Hand so lange liegen, bis ich zu weinen aufgehört hatte. Anschließend aßen wir Eis, das sie im Kühlschrank hatte. Dazu stellte Stefka ihr kleines Radio an, und wir hörten Musik. Sie spielten gerade „Láska, Bože, Láska“². Das ist ein altes Volkslied. Jeder kennt es. Wenn sie irgendwo „Láska, Bože, Láska“ spielen, fängt man unwillkürlich an mitzusummen. Es gibt unzählige Versionen von „Láska, Bože, Láska“. Männerchöre singen es fast wie ein Gebet und

Frauenstimmen ganz allein, ein wenig zu hoch und sehr sehnsuchtsvoll, die Pioniere³ mit ihren Halstüchern singen es hoffnungsvoll bei irgendwelchen Treffen und auf ihren Lagern, junge Leute singen es zur Gitarre. Stanko spielt es auf seiner röchelnden Ziehharmonika. Wenn man sagt: „Stanko, spiel was!“, spielt er „Láska, Bože, Láska“. Dann spielt er viele andere Sachen, aber am Schluß kann er nicht anders, er verschafft seinen Beinen einen sicheren Stand, geht ein wenig in die Knie wie die Männer vor einer ganz schweren Arbeit. Er legt den Kopf zurück in den Nacken, schließt die Augen halb, reckt die Brust mit der Ziehharmonika vor, mit seinem ganzen Körper holt er aus, sammelt die Töne in sich zusammen, holt tief Luft, und dann spielt er noch einmal „Láska, Bože, Láska“. Man singt es auf Hochzeiten, in Fernsehshows singt man es, man singt es in Wunschkonzerten, zu Weihnachten hört man es mindestens einmal an jedem Feiertag. Sogar in unserer Kirche haben wir es schon gesungen. Man hört es und stimmt mit ein. Es hat den trägen Rhythmus unseres Blutes, den Rhythmus, in dem man Felder bestellt, den Rhythmus, in dem im Herbst die Ernte eingebracht wird. Im Rhythmus dieses Liedes kämten unsere Frauen mit gespreizten Fingern die Kerne aus dem fastrigen Fruchtfleisch der Kürbisse und legen Gurken ein Glas um Glas, für den Winter, werden die Zündkerzen gewechselt in unseren Traktoren, führt der Schlächter das Messer an die quiekenden Schweine heran. Im Rhythmus der langgezogenen Töne kommen die ersten Wehen, die die Kinder aus den Leibern ihrer Mütter treiben, „Láska, Bože, Láska“, im kurzen Aufbäumen der Melodie, die sich einen Moment gegen etwas ganz Schweres und Unverrückbares stemmt, ehe sie sich dem Unabänderlichen fügt, liegen die Seufzer der Braut in der Hochzeitsnacht, und nistet der letzte Atemzug eines jeden von uns.

Auch Stefka und ich summten mit, sobald wir begriffen hatten, daß sie gerade „Láska, Bože, Láska“ im Radio spielten. „Láska, Bože, Láska“, summten wir und vermieden es beide, uns dabei anzusehen. Jede sah vor sich hin, unsere Eislöffel noch in den Händen, sah in eine andere Richtung, den Blick auf einen Punkt an der Wand oder auf dem Fuß-

boden gerichtet, an der Tischkante festgemacht, wo immer er zu liegen kam, dort blieb er haften, bis das Lied zu Ende war. Im Radio sangen sie alle Strophen, die dieses Lied hat. Es hat sehr viele Strophen, niemand kennt alle, so wie die Liebe unerhört viele Strophen hat, und keiner kann alle auswendig.

Als das Lied verklungen war, im Radio und viel später auch in uns, fragte mich Stefka alles mögliche. Sie fragte mich aus. An ihren gezielten Fragen merkte ich, daß meine Mutter oft mit ihr hinter meinem Rücken über mich geredet haben mußte. Sie wollte so vieles von mir hören, aus meinem Mund. Ich erzählte ihr von der Schule⁴, zu der ich noch hin und wieder heimlich mit dem Rad fuhr. Ich ließ daheim alles liegen und stehen und stand dann vor dem roten Backsteingebäude, während die anderen darinsaßen. Kurz bevor die Schulglocke läutete, machte ich, daß ich fortkam, denn begegnen wollte ich niemandem. Ich erzählte ihr von meiner Ungeschicklichkeit, die meinen Vater manchmal zur Weißglut brachte, aber ich fügte gleich hinzu, daß er mich nicht mehr mit dem Gürtel schlägt, weil ich schon meine Tage bekomme. Dann schlägt man bei uns die Mädchen nicht mehr mit dem Gürtel, bestenfalls noch hin und wieder mit der Hand ins Gesicht. Stefka fragte mich, ob ich verliebt sei. Ich schüttelte heftig den Kopf und meinte, daß ich mich schon gerne einmal verlieben würde, aber nicht wisse in wen. Da sagte Stefka: „Das kommt schon“ und schwieg hinterher.

Da nahm ich all meinen Mut zusammen und fragte sie, wann bei ihr Hochzeit sei.

Ich sah sie dabei von unten herauf an. Das hielt ich damals für die sicherste Methode, jemanden daran zu hindern, sich in irgendwelche Ausreden zu flüchten.

4 Mit 15 Jahren verfaßte Zofia Chuda ein satirisches Gedicht, das ihren fiktiven Besuch beim damaligen sowjetischen Staatspräsidenten Leonid Breschnjew beschreibt. Dieses wurde während eines Pionierlagers bei ihr gefunden. Daraufhin wurde sie mit dem Verbot bestraft, weiterhin eine Schule zu besuchen. Bis zu ihrem Freitod war sie als Land- und Hilfsarbeiterin, Schankgehilfin und kurzzeitig in der Dorfbibliothek tätig. [Anm. d. Übers.]

Sie lachte gellend auf und sagte: „Was redest du da für einen Unsinn?! Ich und heiraten! Ja, wen denn? Wen soll ich denn heiraten?“

„Deinen Freund“, erwiderte ich.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Welchen Freund meinst du?“

„Den, für den du dich schön machst ...“

„Ach, den“, meinte sie übertrieben, winkte ab und fing gleich darauf an zu lachen. Ich kannte die Kraft ihres Lachens und wußte, daß sie damit alles vom Tisch wischen konnte. Aber ich ließ mich nicht unsichermachen von ihr.

„Für den du dir die Pullover aussuchst aus den Katalogen“, sagte ich und sah ihr dabei fest in die Augen. „Diesen Freund meine ich.“

Aber was ich auch sagte, welche eindeutigen Indizien ich auch vorbrachte: Stefka lachte mich an diesem Abend nur noch aus. Als wir schließlich zu Bett gingen, lachte sie noch einmal und meinte: „Du bist wirklich ein wenig verrückt, Zofia.“

Im Dunkeln berührte sie mich an der Schulter und meinte ganz ernst zu mir, wie man nur in der Dunkelheit ernst sein kann, wo einen niemand sieht: „Glaub mir, wenn ich einen Freund hätte, dir würde ich es sagen.“

Da war ich mir sicher, daß das Herz meiner Tante jemandem aus der Firma gehörte, vielleicht dem Vorarbeiter, der Stefka und mir die Hand gegeben hatte, ehe er mir umständlich die Maschine erklärte, oder nein, irgendeinem der Angestellten, die uns auf dem Flur oder in der Kantine entgegengekommen waren und Stefka und mich so freundlich begrüßt hatten.

In den verbleibenden Tagen, bis mich Stefka zurück in mein Dorf brachte, verloren wir kein Wort mehr darüber. Die Stunden, die ich allein in der winzigen Wohnung verbrachte, kämpfte ich gegen die Versuchung an, nach einem Beweis dafür zu suchen, daß ich doch recht und Stefka einen Freund hatte. Die Versuchung war groß, eine Schublade aufzuziehen und mit den Fingerspitzen die oberste Schicht leicht anzuheben, den Schrank zu öffnen, mit dem Arm hinter die silberdurchwirkten Pullover zu langen oder mit der flachen Hand unter den Wäschestapel zu tasten. Jetzt erst fiel mir auf, wie viele Orte es in dieser kleinen Wohnung gab, an denen Stefka ein Bild ihres Freundes aufbewahren, wo überall sie seine Briefe verstecken konnte und den Stein, den sie von ihrem ersten gemeinsamen Ausflug mitgenommen hatte zur Erinnerung, und die Ansichtskarte von einem Strand, den sie

Hand in Hand entlanggelaufen war. In jedem Band ihrer kleinen Bibliothek konnte sie die erste Rose gepreßt haben, die er ihr geschenkt hatte. Auf einer ihrer Musikkassetten befand sich bestimmt das Lied, zu dem sie sich zum ersten Mal geküßt hatten. Gewiß, ein Kissenbezug roch nach ihm, ein Laken trug die Spuren ihrer gemeinsamen Nächte. An einem von Stefkas Pullovern war der Verschluß seiner Armbanduhr hängen geblieben und hatte einen Faden gezogen, als sie sich umarmten. An einem Glas gab es einen ganz schwachen Abdruck seiner Lippen. Vielleicht rauchte er, und irgendwo lagen Tabakkrümel, die ihn verrieten.

Ich kämpfte gegen die Versuchung an, die Wohnung zu durchsuchen. Dabei fragte ich mich nicht, wann denn meine Tante mit ihrem Geliebten einen Ausflug unternommen haben konnte, war sie doch jedes Wochenende bei uns im Dorf und wohnte bei ihren Eltern im Haus, half anderen Frauen beim Gurkeeinlegen, arbeitete in ihrem Urlaub auf den Feldern, sprang übermütig vom Traktor und lief zu Fuß durch die Dämmerung den Weg nach Hause. Keinen Augenblick stellte ich mir die Frage, unter welchen Umständen sich der schöne, der blühende, der biegsame Körper meiner Tante in die Arme eines Mannes geschmiegt haben mochte, unter welchen Umständen solche Umarmungen stattfinden konnten, bei denen irgendwann der Verschluß seiner Armbanduhr an einem ihrer Pullover hängen geblieben war und einen Faden gezogen hatte. Die Bitterkeit einer Rose war mir noch fremd. Den schalen Beigeschmack eines Schlagers kannte ich noch nicht, zu dem man sich zum ersten Mal geküßt hat. Ich fragte nicht nach dem Morgen, der unweigerlich den Nächten folgt, in denen der Geruch eines schwitzenden Männerkopfes einen Kissenbezug tränkt, nicht nach den Abenden, an denen Tabak aus einer Zigarette krümelt, die man verlegen zwischen den Fingern dreht. Die raschen, die hastigen Nächte waren noch weit, von denen nichts bleibt als Spuren auf einem Laken.

Ich habe nie herausgefunden, was damals mit Stefkas Freund wirklich war. Ich habe die Gelegenheiten, die sich in den Tagen bis zu meiner Rückkehr in mein Dorf noch boten, nicht genützt, die Wahrheit zu erfahren. Vielleicht wollte ich sie gar nicht erfahren, denn es gibt eine Wahrheit, die alles kaputtmachen kann. Davor hatte ich schreckliche Angst. Ich hatte große Scheu davor, tatsächlich auf ein Photo ihres Freundes zu stoßen, ohne lange danach suchen zu müssen. Ich hatte Angst vor der Rose, die aus einem Buch fallen konnte, vor dem Lied, das auf einer der Musikkassetten darauf wartete, in der winzigen Woh-

nung zu erklingen, und ich fange an, mich zu seinem Rhythmus zu wiegen, vielleicht kenne ich es ja und kann mitsingen, davor fürchtete ich mich sehr. Ich war froh, als Stefka und ich im Bus zurück in mein Dorf saßen. Die ganze Fahrt über dachte ich mir Ausreden aus für den Fall, daß sie mich wieder einmal zu sich einladen würde.

Als Stefkas Mutter krank wurde, kehrte sie zurück. Sie kehrte nicht von einem Tag auf den anderen in unser Dorf zurück. Zuerst waren es verlängerte Wochenenden. Ihr Chef hatte Verständnis. Er selbst hatte eine kranke Mutter, die sich mit dem Sterben Zeit ließ. Nichts wünschte er sich sehnlicher als eine Schwester, der er die Aufgabe hätte übertragen können, sich um die Mutter zu kümmern.

„Wir Männer können das nicht“, sagte er zu Stefka, „wir sind nicht dafür geschaffen. Aber wir sind lauter Brüder, und unsere Frauen haben selber Mütter, um die sie sich kümmern müssen.“

So gab er Stefka noch den Montag zum Wochenende dazu, so daß sie sich um meine Großmutter kümmern konnte, während mein Großvater mit seiner übermächtigen Nase hilflos danebenstand und gar nicht kapierte, warum seine Frau nicht mehr so war wie früher. Jahrzehnte war sie einfach dagewesen. Sie hatte ihn hin und wieder ein Schandmaul genannt, ja, das hatte sie. Manchmal, wenn er es wieder mal zu bunt trieb, hatte sie auch ihren Stock fester angepackt, als wollte sie ihn im nächsten Moment gegen ihn erheben. Hin und wieder hatte sie ihm einfach keine Antwort mehr gegeben, wenn er etwas zu ihr sagte. Dann wieder hatte sie etwas zu ihm gesagt, obwohl er gar nicht mit ihr geredet hatte. Aber am Sonntag, wenn alle ihre Kinder zu ihr kamen, ihre vier großen, starken Söhne, einer nach dem anderen, und ihre Enkelkinder, dann saß auf ihrem Stuhl in der Küche und srahlte über ihr ganzes Gesicht, ein Gesicht, das klein geworden war im Alter, und das nur noch von ihrem Kopftuch zusammengehalten wurde.

An den verlängerten Wochenenden machte Stefka alles im Haus, was nötig war. Um den Garten und die Felder kümmerten sich ihre Brüder. Und die Frauen ihrer Brüder. Und die Söhne und Töchter ihrer Brüder. Alle kümmerten sich darum, auch die Nachbarn, die tief in Stefkas Schuld standen wegen des kostenlosen Haarschneidens. Aber bald reichte der freie Montag nicht mehr aus. Es ging mit meiner Großmutter bergab, aber nicht so rasch, daß ein paar verlängerte Wochenenden ausgereicht hätten. Mein Großvater wurde immer verwirrter. Stundenlang stand er, auf seinen Stock gestützt, am Bett seiner Frau, aber wenn sie etwas brauchte, war er nicht imstande, es ihr zu bringen. Er stand

nur da und sah sie an, als wollte er ihr Gesicht auswendiglernen für die Zeit, wo sie nicht mehr war.

„Hilf mir!“, sagte die alte Frau zu dem Mann, mit dem sie so viele Jahre verbracht hatte, gute Jahre und schlechte, Jahre des Lachens und Tanzens und Jahre des Kummers, der Sorgen und der Tränen.

„Hilf mir!“, sagte sie zu dem Mann, dem sie vier Söhne geschenkt hatte, und in die er dann seinen Stolz hineingeprügelt hatte, selbst dann noch als sie vom Militär zurückkamen.

„Hilf mir!“, flüsterte sie.

Er aber war dazu nicht in der Lage. Er hörte schon schlecht. Vielleicht hörte er nicht, was sie zu ihm sagte. Er sah auch schon schlecht und trug nie seine Brille, so daß er gar nicht wahrnahm, daß sie ihre Lippen bewegte, und ihre Hände hilfeschend den Stoff der Bettdecke rafften. Aber seine Nase funktionierte einwandfrei. Er wandte sich mit dem Ausdruck des Ekels von seiner Frau ab. Nie wieder betrat er das Zimmer, in dem sie lag, und in dem sie auch gestorben ist.

Schließlich gab meine Tante ihren Posten bei der Firma auf. Jeder war traurig an ihrem letzten Arbeitstag. Ihr Chef sagte, sie könne jederzeit wiederkommen, und Stefka versprach, dies zu tun, aber sie kam nicht wieder. Sie löste ihre winzige Wohnung in der Stadt am Fuß des Berges mit der verwunschenen Burg auf. Ihre Nachbarn bedauerten alle, daß sie ging. Sie machten ihr alle kleine Geschenke und versprachen, sie zu besuchen. Ihre Freundin weinte, als sie Abschied nahmen. Sie weinte so heftig, daß ihre Augen hinter den dicken Brillengläsern gar nicht mehr zu sehen waren, und ihre hilflosen Hände verdrehte sie an den dünnen Handgelenken, daß es wie ein Krampfanfall aussah.

Es dauerte noch fast ein halbes Jahr, bis meine Großmutter starb. Es war am Ende des Sommers und wahnsinnig viel zu tun auf den Feldern und im Garten. Mein Vater und seine Brüder waren froh, daß sie mit dem Traktor weit hinaus ans andere Ende der Felder fahren mußten und sich um die Ernte kümmern. Meine Mutter und meine Tanten hatten alle Hände voll mit dem Einlegen von Gurken, dem Verkochen von Obst zu tun. Die Schweine quieken auf, als der Schlächter zu ihnen kam, auf den Höfen roch es nach Blut und Eingeweiden, und die Hunde schlugen wild an an ihren Ketten. Irgendwo kreischte eine Kreissäge auf, die Holz spaltete für die ersten kalten Tage. An einem solchen Tag starb meine Großmutter. Nur Stefka war bei ihr. Sie hielt ihren kleinen Kopf. Selbst im Bett hatte meine Großmutter die ganze Zeit ihr Kopftuch auf. Im Tod war es verrutscht, und ein Haarbüschel

quoll hervor. Ich glaube, niemand hat jemals daran gedacht, daß meine Großmutter auch Haare am Kopf hatte, und daß diese Haare vor sehr vielen Jahren dunkelblond gewesen waren und schön. Bis zu ihrem Tod hatte Stefka mit ihrer Mutter gesprochen. Sie hatte auf sie eingeredet, die alte Frau in den Stunden, in denen sie bei Sinnen war, sogar noch zum Lachen gebracht. Das konnte Stefka. Sie konnte jeden zum Lachen bringen, wenn sie wollte.

Ich glaube, alle warteten darauf, daß Stefka weinen würde, jetzt, da ihre Mutter in ihren Armen gestorben war. Doch wir warteten vergeblich. Stefkas Augen blieben trocken. Um die Nase war sie etwas blaß, das Warten auf den Tod hatte ihr Gesicht in beide Hände genommen und seine Abdrücke auf ihren Wangen hinterlassen, ihr Blick war müde und blieb oft minutenlang an irgend etwas hängen, einem Gegenstand, einer Person oder auch nur einem Punkt in der Luft. Aber weinen, nein, weinen sahen wir Stefka nicht.

Jetzt hätte sie zurückgehen können. Ihr Arbeitsplatz wartete auf sie. Ihr Chef hatte immer wieder bei ihr angerufen und sich erkundigt, wie es ihr ginge, und jedes Mal hatte er ihr versichert, daß sie zurückkommen könnte in die Firma. Auch ihre winzige Wohnung war wieder frei. Die Frau, die nach ihr dort eingezogen war, hatte einen Mann kennen gelernt und war schwanger geworden von ihm. Sie hatte Stefka sogar eine Einladung zur Hochzeit geschickt, obwohl sie nur nacheinander in derselben Wohnung gewohnt hatten, aber die kleine Wohnung mit den dünnen Wänden hatte ihr Glück gebracht, denn versehentlich hatte der Mann, dessen Kind sie jetzt in ihrem Bauch trug, an ihrer Tür geklingelt. Er hatte sich im Stockwerk geirrt. So waren sie einander zum ersten Mal begegnet.

Ja, Stefka hätte wieder in der kleinen Stadt am Fuße des Berges leben können, aus dem die Burg der grausamen Gräfin aufragte in einen freundlichen Himmel und einen Landstrich mit fetter Erde und dunkelgelbem Weizen überblickte. Aber kaum überlegte sie es sich ernsthaft, fing mein Großvater an, seltsam zu werden.

Es kam über Nacht. Am Abend hatte er sich noch mürrisch wie immer in sein Bett gelegt. Er hatte sich über irgend etwas in den Schlaf geärgert. In der Nacht war er sehr unruhig gewesen. Einmal war er aufgestanden. Stefka, die im Zimmer nebenan schlief, hatte gehört, wie er mit der Tür schlug. Am nächsten Morgen saß er in der Küche und sprach mit der Wand ihm gegenüber. Zuerst dachte Stefka noch, er spricht mit seiner verstorbenen Frau, er ist allein und redet mit einer

Toten, er erzählt ihr von seiner Traurigkeit, die er bei ihrem Begräbnis hinter einer abwesenden Miene versteckt hat, von dem Schmerz, der in seiner alten Brust wühlt mit tausend eiskalten Fingern, flüsterte mit ihr, daß sie ihm fehlt, obwohl er sich so oft über sie geärgert hat. Da legte sie ihm behutsam die Hand auf die Schulter und sagte: „Mutter ist tot.“

Er fährt herum. Ärgerlich stößt er mit seinem Stock gegen den Boden. In seinen Augen blitzt es, so wie es immer blitzte, bevor er zum Gürtel griff, um seine Söhne zu verprügeln.

„Ich weiß“, herrscht er Stefka an, „ich weiß, daß sie tot ist.“

Immer öfter ertappte sie ihren Vater, wie er in der Küche saß und mit der Wand redete. Sie verstand nicht, was er zu dem Mauerwerk sagte und zu dem Bild vom Hl. Joseph, das dort seit undenklichen Zeiten hing. Sie hatten eine eigene Sprache, die Wand und er, in der sie sich unterhielten. Später dann sprach er auch mit dem Schrank, dessen Tür er in der Hand hatte. Sie wechselten nur wenige Worte. Mein Großvater sagte etwas, dann bewegte er die Tür, und sie quietschte in ihren Angeln. Er diskutierte mit den Stühlen, die ihm immer öfter im Weg standen und seine kleiner werdenden Schritte behinderten. Er redete lange und geduldig auf sie ein. Auch an die Falte im Teppichboden, über die er gelegentlich zu stolpern pflegte, richtete er eindringliche Worte. An die Fensterscheiben tippte er mit seinen großen Händen, die ihr Leben lang viel gearbeitet hatten, ganz vorsichtig tippte er gegen das Glas. Von weitem sah es aus, als würde er ein dort haftendes Staubkorn mit der Fingerkuppe aufpicken wollen.

Stefka wollte gehen. Zurück. Hin und wieder telephonierte sie mit ihrer besten Freundin.

„Du fehlst mir so“, sagte diese und war den Tränen nahe.

Aber ihre Brüder sagten zu Stefka: „Das kannst du nicht machen. Du kannst nicht fortgehen. Unser Vater braucht dich.“

„Aber was soll aus mir werden, wenn ich nicht zurückgehe?“, fragte sie ratlos. „Ich werde meinen Arbeitsplatz verlieren.“

„Wir können uns nicht um den Alten kümmern“, erwiderten sie ihr.

„Wir müssen arbeiten gehen, um unsere Familien zu ernähren.“

„Es ist aber ein guter Arbeitsplatz“, sagte Stefka leise.

„Unsere Familien brauchen uns“, sagten die Brüder.

„Alle mögen mich dort“, flüsterte Stefka, sehr für sich.

„Paß einmal auf“, sagten die Brüder und nahmen sie in ihre Mitte.

„Wir machen dir einen Vorschlag. Wir haben darüber gesprochen und

sind uns einig. Wenn du dich um unseren Vater kümmerst, wird es dir an nichts fehlen. Nach seinem Tod wirst du das Haus bekommen und den Garten und die Felder. Jeder von uns verzichtet auf sein Erbteil. Wenn du willst, fahren wir auch mit dir in die Stadt zum Notar.“

„Und wenn er tot ist, was dann?“, fragte Stefka, umzingelt von ihren großen, kräftigen Brüdern.

„Wenn er tot ist, suchen wir dir Arbeit. Wir haben schon mit Leuten gesprochen. Du wirst wieder in einer Firma arbeiten. Es ist bereits alles abgemacht. Dann hast du wieder Arbeit. Und ein Haus. Die Felder gehören dir, und der Garten.“

Stefka wollte es sich überlegen. Doch ihre Brüder waren nicht sehr dafür, daß sie lange nachdachte. Nur mein lieber Onkel Gusto verstand, warum Stefka zögerte, und legte seinen schweren Arm um ihre Schultern.

Noch immer lief mein Großvater die Dorfstraße hinunter. Wenn ihn jemand fragte, ob es Regen geben werde, streckte er seine Nase in den Wind, schnüffelte und gab die gewünschte Antwort. Wenn jemand Regen brauchte, weil seine Felder trocken waren, sagte er, es werde bald regnen, jaaa, es riiiieche nach Regen, wenn der Regen jemandem ungelegen kam, sagte er, daß es nicht regnen wird. Er ging die Dorfstraße hinunter in kleiner und immer kleiner werdenden Schritttchen. Immer öfter kam es vor, daß er sie nicht mehr zurücklief. Irgendwann erreichte er ihr Ende, das letzte Haus, in dem eine Zigeunerfamilie wohnt, und dann beginnen die Felder, und auf die lief er hinaus, bis er sich mit dem Fuß in einer Erdfurche verhedderte, oder über eine harte Scholle stolperte. Er rappelte sich auf, stand da und fragte sich: „Wo ist die Straße geblieben?“ Er nistete sich ein in seiner Frage nach dem Verbleib der Straße, ganz eingesponnen in ihr war er, wenn Stefka oder einer ihrer Brüder ihn holen kam und ins Haus zurückbrachte. „Plötzlich war die Straße fort“, sagte er, „sie war einfach nicht mehr da ...“

Vieles war auf einmal nicht mehr da. Steif und fest behauptete der Alte, daß etwas fortgekommen war, das er eben noch gesehen, das er in der Hand gehabt, am Leib getragen hatte. Er erinnerte sich an seine Zeit bei den Partisanen unten in K., wo sie so stolz auf ihren Widerstand im Krieg sind, daß sie auf ihre Ortstafel ein rotes Maschinengewehr gemalt haben. Er erzählte von dem Winter in den Wäldern und von dem deutschen Soldaten, den sie gefangen und mit sich geschleift hatten bis hinauf in die Berge. Er sagte: „Wir hätten ihn gleich töten sollen. Er war jung und hatte große Angst davor, daß wir ihn töten

werden. Wir aber drohten ihm immer damit, ihn zur alten Rosalia ins Bett zu stecken, und wir schilderten ihm die riesige Warze, die Rosalia mitten im Gesicht hatte, und ihr Hände, die die Gicht zu Klauen verbogen hatte, und wir lachten, wir mochten ihn irgendwie, er war lustig in seiner Angst, immer hat er uns mit ganz großen Augen angesehen, wir haben ihm zu essen gegeben, er ist mit uns am Feuer gesessen. ‚Nimm noch‘, haben wir ihn aufgefordert, ‚nimm, solange etwas da ist‘, wir waren gut zu ihm, denn er war noch so jung, aber er hatte die ganze Zeit nur Angst, daß wir ihn töten würden, und eines Tages hat er versucht davonzulaufen.“

Immer mehr verschwand. Die Stühle waren verschwunden, obwohl er sie sich unentwegt aus dem Weg schob. Er beklagte das Verschwinden der Falte im Teppichboden, über die er eben noch gestolpert war. Die Hand an der Fensterscheibe, sagte er: „Jetzt stehlen sie uns schon das Glas aus den Fenstern. Das Glas stehlen sie uns jetzt schon.“ Nur die Wand war noch da. Sie hörte ihm zu. Sie ließ ihn reden. Das beruhigte ihn. Und das Bild vom Hl. Joseph hing an ihr, aber für ihn war es schon lange nicht mehr da, es war nie dort gehangen. Abends legte er sich in sein Bett und zählte akribisch auf, was alles nicht mehr da war. Er zählte sich in den Schlaf, und im Schlaf zählte er weiter bis zum Morgen, der ihm recht gab mit allem, was über Nacht abhanden gekommen war.

Er versprach Stefka, sie mit einem jungen Soldaten bekannt zu machen. Er versicherte ihr, er werde ihr gefallen. Und sie würde ihm auch gefallen, er war sich sicher, denn sie hätte Hüften, an denen sich ein Mann gut festhalten könne, und Soldaten mögen das. Als er das sagte, hielt er kurz inne, als wartete er auf etwas. Stefka verstand sofort, was los war, und sagte, er solle sein Schandmaul halten. Noch nie hatte sie so zu ihrem Vater gesprochen. Ihre Lippen zitterten. Als sie „Schandmaul“ sagte, hörte er auf zu warten, stand auf und lief die Dorfstraße hinunter. Mit den Kindern der Zigeunerfamilie hatte Stefka gesprochen, und wenn sie meinen Großvater kommen sahen, liefen sie aus dem Haus und um ihn herum und ärgerten ihn ein wenig, so daß er seinen Stock hob und damit wild um sich schlug. Dabei schrie er: „Zigeunerbande!“ Sobald die Kinder mit ihren schwarzen Augen meinen Großvater so weit hatten, daß er dem Feld den Rücken gekehrt und die Dorfstraße wieder vor sich hatte, rannten sie davon und ließen ihn stehen, und er lief in furchtbar kleinen Schritten die Straße zurück, fortwährend „Zigeunerbande“ vor sich hinmurmeln. Stefka stand vor

dem Haus, fing ihn ab und zog ihn hinein.

Nein, sie ist nicht mehr an ihren Arbeitsplatz zurückgekehrt. Ihr Vater brauchte sie. Seine Söhne ließ er nicht an sich heran. Ihre massigen Körper machten ihm Angst. Ihre Gesichter mit den mächtigen Nasen waren ihm Spiegel, in die er nicht blicken wollte. Stefka vertraute er. Sie hatte die Stimme ihrer Mutter. Und ihr Haar. „Du hast ihr Haar. Sie hatte so schönes Haar. Als ich zum ersten Mal ihr Haar sah, mußte ich es berühren. Ich mußte hineinlangen mit meiner Hand in ihr Haar, so schön war es, und ganz weich. So weiches Haar wie du hatte sie. Sie ist tot. Nicht wahr, sie ist tot? Ja, ich erinnere mich. Ich glaube, sie ist gestorben ...“

So redete mein Großvater, wenn er nicht mit der Wand in der Küche sprach. Seine Söhne schickte er fort. Er wollte sie nicht mehr sehen. Wenn er sie vom Fenster aus kommen sah, rief er ihnen zu, sie sollten wieder weggehen. Und drohte ihnen mit dem Stock. Einmal hätte er dabei fast die Fensterscheibe eingeschlagen. Die Frauen seiner Söhne wollte er nicht in seiner Nähe wissen. Über jede wußte er eine Unmenge schlechter Dinge zu erzählen. Er erzählte sie alle Stefka und der Wand. Auch von den Kindern, die seine Söhne mit ihren Frauen hatten, wollte er nichts wissen. Die Zigeunerkinder am Ende der Dorfstraße waren ihm lieber. Er schlug mit seinem Stock nach ihnen und beschimpfte sie. Nach den Kindern seiner Söhne durfte er nicht schlagen. Beschimpfen durfte er sie auch nicht.

Zwei Jahre hat mein Großvater gebraucht, bis er zu müde wurde, seinen Söhnen vom Fenster aus zuzurufen, sie sollten wieder weggehen. Er ließ sie an sich heran. Sie standen um ihn. Er sah sie an, als wären sie gar nicht da. Die Frauen seiner Söhne waren ihm egal. Die Kinder, die seine Söhne mit diesen Frauen hatten, waren Luft für ihn, die er nicht atmen wollte. Der Gesprächsstoff mit der Wand ging ihm allmählich aus. So saß er ihr gegenüber und schwieg sie an. Er war sehr enttäuscht, daß Stefka den jungen Soldaten nicht heiraten wollte. Er nannte sie undankbar und prophezeite ihr, daß sie im Alter ganz allein sein werde. Dann hörte er auf, mit ihr zu reden. Eines Tages. Mitten im Wort. Er schaffte es nicht mehr bis ans Ende der Dorfstraße. Er schaffte es nicht mehr in die Küche, um sich schweigend der Wand gegenüberzusetzen. Er schaffte es nicht mehr von seinem Bett an die Tür des Zimmers, und dann schaffte er es aus der Kuhle, die sein Körper in die Matratze gelegen hatte, nicht mehr an die Kante des Bettes. Als es mit ihm zu Ende ging, kam der Priester. Den nahm er nicht zur Kenntnis.

Als der Priester wieder gegangen war, nahm Stefka, wie der Geistliche ihr zum Abschied geraten hatte, das Bild des Hl. Joseph von der Wand in der Küche und stellte es neben das Bett ihres Vaters auf das Nachtkästchen. Einmal schlug er die Augen auf, wandte den Kopf und sah das Bild an. Vielleicht erkannte er es wieder. Vielleicht war er froh, es in seiner Nähe zu haben. Der Hl. Joseph ist ein netter Heiliger, der zu Lebzeiten wahrscheinlich nicht viel von dem verstanden hat, was um ihn herum vorging, was ihm widerfuhr, und was mit ihm geschah. Ein Lächeln verzog den spitzen Krakenmund meines Großvaters. Er hatte alles verstanden, was das Leben ihm zugespielt hatte. So starb er. Seine Nase ragte noch aus dem Sarg, aber als man den Deckel daraufsetzte, war sie für immer verschwunden.

Mein Vater und meine Onkel haben ihr Wort gehalten. Stefka bekam das Haus und den Garten und die Felder. Alle ihre Brüder halfen ihr, die Felder zu bestellen. Ihre Frauen kamen und halfen Stefka, Gurken einzulegen und die Kerne aus dem Kürbisfleisch zu kämmen. Schweine wollte Stefka keine haben, nur Geflügel und Truthähne. Ihre Brüder brachten sie ihr. Mein Vater redete ihr ein, Chinchillas zu züchten, weil er auf der Baustelle einen Kollegen hatte, der mit Chinchillas viel Geld gemacht hatte, doch von irgendwelchen Pelztieren hielt Stefka nicht viel. Die Brüder brachten ihr einen Hund. Er war noch ganz jung und fand es lustig, an die Kette gelegt zu werden. Mit seinem aufgeregten Schwanz peitschte er die Luft. Erst als ihn die Kette das erste Mal zurückhielt von dort, wo er hinwollte, und als er vergeblich versuchte, sie durchzubeißen, verstand er. Seither bellt er, wie alle Hofhunde bellen, und knurrt, sobald sich jemand ihm nähert.

Onkel Gusto verschaffte Stefka einen Posten bei einer Versicherung, für die auch sein Schwager arbeitet. Es war eine gute Arbeit. In kürzester Zeit hatte Stefka verstanden, worum es ging, und wie sie es anstellen mußte, um Leuten eine Versicherung zu verkaufen. Ihre blühende Phantasie, von denen die Kinder in Stefkas Umgebung Nutznießer waren, kam ihr dabei sehr zugute.

Sie malte den Leuten aus, was es heißt, ohne Versicherung schutzlos der Willkür des Schicksals ausgeliefert zu sein. Ihre hellen Augen, aus denen sie die Menschen sehr ernst anblickte, halfen ihr sehr und verliehen ihren Worten Nachdruck. Mühelos konnte sie ihren Blick auf „sorgenvoll“ stellen, so wie man bei einem Bügeleisen die Temperatur einstellt; dann fing sie an, über die dummen Zufälle zu sprechen, die im Leben eines jeden passieren, und wie diese Zufälle ineinanderspie-

len. Ein Zufall greift in den anderen. Jeder Zufall, für sich genommen, ist harmlos, aber in der Verkettung von Zufällen wurzelt die Katastrophe.

Sie war sehr geschickt darin, den Leuten Angst zu machen. Sie nannte es: „Den Menschen die Augen öffnen“.

„Ja“, sagten sie zu Stefka, „Sie haben ja recht, so etwas kann passieren.“

Sie hatte bald heraus, wie man es macht, daß die Leute verstehen: So etwas widerfährt nicht nur den anderen. Sie wußte, wann sich bei jedem das schlechte Gewissen über die eigene Sorglosigkeit einstellt, in der man viele Jahre mit Gottvertrauen gelebt hat. Sie kannte die Schwachstellen in der Argumentationsweise eines jeden einzelnen. Sie war beharrlich. Nie wurde sie aufdringlich, nie ließ sie ihren Gesprächspartner spüren, daß sie an seiner Unterschrift unter einen Vertrag gut verdiente. Sie verstand es, jedem das Gefühl zu vermitteln, ihr ginge es nur um ihn, nur daran sei ihr gelegen, daß er weiterhin sein Leben sorglos führen konnte. Andere Versicherungsvertreter müssen viele Kurse machen, bis sie diesen Trick heraushaben, Stefka aber war ein Naturtalent. Die Leute schenkten ihr Gehör und Vertrauen. Keiner achtete auf das Kinn meiner Tante.

Leicht kam meine Tante mit Menschen ins Gespräch. Wie nebenbei brachte sie eine Plauderei auf das Thema Versicherungen. Vor niemandem machte sie Halt. Selbst meinem Vater versuchte sie, eine Versicherung zu verkaufen. Als er nur lachte, weil er doch seiner eigenen Schwester keine Versicherung abkaufen würde, versuchte sie es bei meiner Mutter. Die ging dann zu meinem Vater und schilderte ihm die großen Gefahren, in denen wir schwebten, und malte ihm aus, welches Unheil unvermittelt über uns hereinbrechen könnte. Stefka hatte ihr richtig Angst gemacht. Aber mein Vater blieb hart, wollte von Lebens-, Unfall- und Brandschutzversicherung nichts wissen. „Ich lasse mir doch nicht von meiner eigenen Schwester eine Versicherung andrehen“, tönte er durchs Haus. Eine Zeitlang war er auf seine Schwester nicht gut zu sprechen. Er verglich sie mit Onkel Vlado, als der es mit einer eigenen Firma versucht hatte, und immer hatte er etwas im Garten zu tun, wenn Stefka zu uns kam.

Gelegentlich kam ihr Chef Stefka besuchen. Er gab vor, in der Gegend zu tun gehabt zu haben. Einmal war ich dabei, als er ein wenig verlegen plötzlich in der Tür stand, ein wenig verlegen. Er war seit einigen Jahren geschieden. Seine Frau war ihm davongelaufen. Er hatte zwei

Kinder. Wir alle wartete darauf, daß uns Stefka gemeinsam mit ihm an einem Sonntag Nachmittag besuchen käme.

Doch das geschah nicht. Er war ihr Chef und mehr nicht. Natürlich horchte ich den Tonfall meiner Tante aus, wenn sie von ihm sprach, aber da war nichts, was in irgendeiner Weise den Verdacht rechtfertigen würde, es sei mehr zwischen ihr und ihm als ein sehr gutes Arbeitsverhältnis. Und daß er einmal auf unserem Dorffest war, besagt nichts. Eines Sommers kam ihre Freundin aus der alten Firma zu Besuch. Sie blieb eine Woche. Als ich vor ihr stand, meinte Stefka: „Erinnerst du dich noch an Zofia?“

„Ja“ sagte sie und sah mich an durch ihre dicken Brillengläser, meinte dann zögerlich, wie um nichts Falsches zu sagen: „Ach ja, Zofia ...“

Aber sie erinnerte sich nicht mehr an mich, das sah ich sofort. Ihre Brillengläser waren noch dicker geworden, so daß ihre Pupillen dahinter schon gar nicht mehr zu sehen waren. So dicke Brillengläser, wie sie hatte, nennen wir bei uns „Aschenbecher“. Wir machen uns darüber lustig. Ihre Handgelenke waren noch dünner, als ich sie in Erinnerung hatte.

Stefkas Freundin war uns allen sehr fremd. Wir wußten nichts mit ihr anzufangen, und auch sie fand sich nicht ein in das Leben in unserem Dorf. Die Felder, auf die wir gehen, bedeuteten ihr nichts. Sie konnte die verschiedenen Getreidesorten nicht auseinander halten. Die unterschiedlichen Pflanzen in unseren Gärten sagten ihr nichts. Und daß sie wachsen und uns ernähren, war für sie bedeutungslos. Wir hätten ihr alles mögliche erzählen können. Der Lärm der Traktoren am Morgen und am Abend ließ sie jedes Mal zusammenzucken. Daß die Kühe frühmorgens von Micha, der ganz dünn ist, und dem vorne zwei Zähne fehlen, auf die Weiden getrieben werden, bekam sie nicht mit. Wenn die Tiere dann abends wieder ins Dorf zurückkamen, fand sie es witzig, daß jedes von alleine wußte, wo es zu Hause war. Sie durchschaute nicht, wie es bei uns abläuft, wußte nicht, was zu tun ist, sobald die Kuh in den Stall getraht ist. Sie stand daneben. Ich glaube, sie ekelte sich sehr vor dem strengen Geruch des Tieres. Als ich sie aufforderte, unserer Kuh ans pralle Euter zu fassen, winkte sie ab. Es sah witzig aus, wie sie ihre Hände furchtbar aufgeregt bewegte an ihren ganz dünnen Unterarmen. Von der frischen Milch wollte sie nicht kosten. Auch unsere Kuchen schmeckten ihr nicht. Mit unseren Männern fing sie nichts an. Das dröhnende Lachen, das sie von sich geben, wenn sie versuchen, nett zu sein, schüchterte sie ein. In die unbeholfenen

Gespräche, die unsere Männer mit Frauen führen, die sie nicht kennen, kam sie nicht hinein. Am Geschnatter unserer Frauen konnte sie sich nicht beteiligen. Es gab ihr nichts, abends, wenn alle Arbeit getan ist, mit uns vor dem Haus zu sitzen. Einmal war ich allein mit ihr, weil Stefka ins Haus gegangen war, um etwas zu holen. Da sah sie zum Nachthimmel empor und sagte: „Ihr habt aber viele Sterne. So viele Sterne sieht man in der Stadt nicht.“

Dann nannte sie ein paar Sternbilder beim Namen. Ich kenne mich nicht aus mit Sternbildern. Sie versuchte mir zu erklären, welche Sterne zusammengehören. Sie erzählte von ihrem Bruder, der ein Fernrohr besessen hat. Ich fragte sie, ob ihr Bruder verheiratet ist. Er ist schon lange tot, sagte sie. Als sie wegfuhr, stand ich neben Stefka an der Busstation und winkte ihr nach. In diesem Moment kam Micha vorbei, der Junge, der die Kühe jeden Morgen auf die Weide führt. Er hatte zwei Luftballons in den Händen, Gott weiß, wo er die herhatte. Ich weiß noch, es sah so aus, als ob nur die beiden Ballons ihn aufrecht hielten, die über seinen knöchigen Schultern schwebten, und hin und wieder über seinen zerstrubbelten Haaren gegeneinander stießen.

Stefkas Freundin ist nie wieder zu Besuch gekommen. Eine Zeitlang haben sie sich noch geschrieben, zu den gewöhnlichen Anlässen, den großen Feiertagen, zu Namens- und Geburtstagen, einige Briefe las mir Stefka vor, als müßten sie mich interessieren. Hin und wieder haben sie miteinander telephoniert. Dann aber haben sie sich aus den Augen verloren, sofern man jemanden aus den Augen verlieren kann, der weit fort ist und in einer Stadt am Fuß eines Berges lebt mit den Resten einer verwunschenen Burg obendrauf.

Ein paar Jahre arbeitete Stefka für die Versicherung. Sie bekam Prämien, weil sie wirklich gut war. Schließlich hatte sie so ziemlich allen Leuten in der Umgebung eine Versicherung verkauft, und es gab nichts mehr, wogegen sich die Menschen noch versichern konnten. Brände konnten kommen und Hochwasser. Muren mochten ihre Felder verwüsten im Sommer, wenn es mehrere Tage hintereinander sehr stark geregnet hat, und die Bäche in den Bergen anschwellen zu reißenden Gewässern, die talwärts drängen. Sie hatten ihr Leben und die Leben der Ihren versichert. Ihr Hausrat war versichert. Beerdigungen kamen ihnen nicht mehr so teuer zu stehen wie ehemals, denn auch dafür gab es Versicherungen, die ihnen Stefka verkauft hatte. Ihre Autos waren versichert, und die Traktoren waren es auch. Viele wußten gar nicht mehr, was ihnen alles nichts mehr anhaben konnte. Wenn Hagel kam

über die Felder, und die Kirchenglocke wie irre zu läuten anfang, bekreuzigten sie sich dennoch und blickten sorgenvoll aus ihren Fenstern. Wenn die Erde zu rutschen anfang durch die starken Regenfälle und das Getreide unter sich begrub, schlugen sie weiterhin die Hände über dem Kopf zusammen, und die Frauen fingen an zu weinen. Wenn eine Fensterscheibe zu Bruch ging, war das nach wie vor Anlaß zu Ärger und Streit.

Stefkas Chef lud sie ein, in seinem Büro zu arbeiten, das er sich in seinem Haus eingerichtet hatte, und die Buchhaltung zu machen.

„Wie soll ich das denn machen“, fragte ihn Stefka. Es war ihr sehr unangenehm, weil er ihr ein wirklich gutes Angebot gemacht hatte.

„Sie müssen mich verstehen. Ich habe den Hof meiner Eltern. Ich muß mich um den Garten kümmern und meinen Brüdern das Essen bringen, wenn sie draußen am Feld sind. Ich kann nicht jeden Tag zu Ihnen fahren und in Ihrem Büro arbeiten. Wirklich, es geht nicht.“

Er feilschte mit ihr. Wenigstens drei Tage in der Woche sollte sie zu ihm kommen. Drei Tage nur. In drei Tagen könnte sie mühelos die Arbeit erledigen, für die andere fünf brauchten, denn sie war gut, und alles ging ihr leicht von der Hand. „Überlegen Sie es sich, Stefka“, sagte ihr Chef eindringlich zu ihr. „Ich bitte Sie, überlegen Sie es sich.“

„Wie stellst du dir das vor“, fragten sie ihr Brüder, zwei links, zwei rechts von ihr. „Wir helfen dir am Feld. Wenn unsere Frauen Zeit haben, kümmern sie sich um deinen Garten, damit du deine Versicherungen verkaufen kannst. Aber drei Tage in der Woche kannst du nicht fortbleiben. Das ist zuviel. Das schaffen wir nicht. Beim besten Willen nicht.“

„Und wovon soll ich leben?“, fragte Stefka. „Könnt ihr mir das sagen?“

„Laß uns nur machen“, gaben ihr die Brüder zur Antwort. „Auf uns kannst du dich verlassen.“

So kündigte Stefka bei der Versicherung. Ihre Brüder richteten ihr in dem Zimmer, in dem einst ihre Mutter gestorben war, eine Frisierstube ein. Mein Onkel Gusto mit seinen dunklen Zigeuneraugen kam auf die Idee. Er verlegte auch die Wasserrohre und montierte das Waschbcken, das mein Vater von irgendeiner Baustelle mitgebracht hatte.

Den Friseur im Nachbarort traf fast der Schlag in seinem kleinen, engen Laden, als er davon erfuhr. Er tönte groß, er werde Stefka anzeigen, weil sie einen Frisiersalon aufmachte – „Frisiersalon“, ja, so sagte er – und dabei nicht einmal eine richtige Friseurin war. Aber

getan hat er es nicht. Er hat sich so geärgert, daß er eines Morgens tot umgefallen ist. Man erzählt, er habe sich an seinem Rasiermesser geschnitten und ist an einer Blutvergiftung gestorben. Er hat es nie zu einer Frau und zu Kindern gebracht. Er war ein kleiner, gelber Mann, der in seinem engen Laden neben der dröhnenden Trockenhaube zu Hause war. Da die Leute aus dem Nachbarort nun nicht wußten, wo sie sich nun ihre Haare schneiden und wo sie sie färben lassen sollten vor den Hochzeiten und den hohen Feiertagen, kamen sie zu Stefka. Die jungen Frauen mochten meine Tante, weil sie ihnen die Haare so schnitt, wie sie die Frauen in den Illustrierten trugen, die sie als Vorlage mitbrachten. Stefka konnte den Haarschnitt der beliebtesten Fernsehprecherinnen und der Schauspielerinnen, die man immer in den Shows zu Weihnachten sieht. Die Männer mochten Stefka, weil sie auch rasieren konnte. An ihrem Vater hatte sie ja üben können. Selbst wenn die Männer sich von Stefka nicht rasieren ließen, weil sie das an die Zeit gemahnte, wo sie es selbst nicht mehr können werden und es ihren Frauen oder ihren Töchtern überlassen müssen, so sagten sie doch über sie: „Sie ist eine richtige Friseurin. Sie kann nicht nur unseren Frauen die Haare machen, sondern auch uns Männer rasieren, wenn wir es von ihr verlangen.“

Natürlich verdient Stefka mit ihrer Frisierstube nicht so gut wie bei der Versicherung und schon gar nicht so gut wie in der Firma, in der sie davor gearbeitet hat, doch sie findet ihr Auslangen. Sie braucht nicht besonders viel. Oft betont sie: „Ich brauche ja nicht viel.“ Sie hat nie viel gebraucht, meine Tante Stefka. Sie war schon immer genügsam. Neben vier Brüdern lernt ein Mädchen bei uns Genügsamkeit. Söhne brauchen so viel mehr als Töchter. Der Garten hinter dem Haus und das große Feld, um das sich ihre Brüder kümmern, ernähren sie gut. Sie ist voller geworden in der letzten Zeit. Hin und wieder belohnt sie sich mit einem schicken Pullover aus einem der Kataloge, die sie sich schicken läßt. Wenn ihr einmal etwas, das sie bestellt hat, nicht gefällt, weil es im Katalog ganz anders ausgesehen hat als in Wirklichkeit, schickt sie es nicht zurück, wie es ihr Recht wäre, sondern schenkt es mir.

Neben ihrem Frisiersalon hilft sie gerne. Man braucht sie gar nicht zu fragen. Sie weiß, wer gerade Hilfe braucht. Sie hilft beim Einlegen der Gurken und beim Schlachten der Schweine. Kuchen backt sie für jeden, dem ein Fest ins Haus steht. Damit verdient sie nicht schlecht. Der Frau aus dem Nachbarort hat sie geholfen, bei der der Busfahrer

schläft unter der Woche, wenn ihr Mann fort ist auf Montage. Seither nimmt er meine Tante immer umsonst mit, wenn sie in die Stadt muß. Auch mich winkt er durch, seit er weiß, daß ich mit Stefka verwandt bin. Hin und wieder geht sie zum Bürgermeister unseres Dorfes und hilft ihm, wenn er einen Antrag stellen muß bei einer großen Behörde. Sie schreibt mit, wenn die Männer zusammensitzen und Politik machen. Bei den letzten Wahlen hat sie mitgeholfen und den alten Leuten gezeigt, wo sie ihr Kreuz machen sollen.

Wenn man sie fragt, geht es ihr gut. Sie lacht sehr viel. Ihr Lachen ist stark, manchmal etwas schrill. Noch immer kann es alles wegwischen. Sie weiß viele lustige Geschichten. Wenn wir Frauen abends am Küchentisch sitzen, spricht sie manchmal sehr schlecht über andere, zieht über die eine oder andere Frau her, der sie die Haare macht. Mit verächtlichem Ton spricht sie über die Frau, bei der der Busfahrer die Woche über schläft. Aber ihr Kinn ist dabei immer ganz weich, nicht wie bei anderen Frauen, bei denen es hart wird, wenn sie schlecht über andere reden. Manchmal springt sie noch vom Traktor ab, der sie heimbringen will. Im Winter vor zwei Jahren war sie krank. Es hat sie ziemlich schwer erwischt. Meine Mutter wollte sie schon zu uns nehmen, doch Stefka hat abgelehnt. Aber die Suppe, die ihr meine Mutter gekocht hat, und der Obstsalat, den ihr die Frau von meinem Onkel Gusto gebracht hat, haben ihr sehr gut getan. Ich war jeden Tag bei ihr trotz ihrer Ermahnung, ich werde mich anstecken. Sie ist eine Stunde im Morgenmantel am Tisch in der Küche gesessen unter dem Bild vom Hl. Joseph. Ich bin dort gesessen, wo mein Großvater immer gehockt ist. Dann habe ich sie ins Bett gebracht und auf ihre gelben Füße gesehen, ihre langen Zehen, am obersten Glied stark gekrümmt. Auch Vlado's Frau hat nachgefragt, ob Stefka etwas braucht. Sogar die Frau von meinem Onkel Rudo hat zwei Mal angerufen und wollte wissen, ob es ihr schon besser geht.

Dann hat ein Mann um sie angehalten. Nicht richtig angehalten, aber doch ein wenig. Unsere Männer sind nicht sehr gut darin, um eine Frau anzuhalten. Geht es nicht von allein, lassen sie es sein. Aber er war keiner, dem es schnell gehen mußte. Er hatte Zeit. Er war aus der Stadt, arbeitete im Vermessungsamt. Er hatte in unserem Dorf zu tun. Er war nie verheiratet gewesen. Irgendwie hat es sich bisher nie ergeben. Das ließ er sofort durchblicken. Er mochte klare Verhältnisse, wie man sie auf Landkarten hat. Ein bißchen linkisch war er, aber er sah Stefka, und beim nächsten Mal, als er in der Gegend zu tun hatte, klopfte er

bei ihr an und unterhielt sich mit ihr. Man konnte gut mit ihm lachen. Als er ihren Frisiersalon sah, wollte er sich sofort von ihr die Haare schneiden lassen, aber sie hatte keine Zeit dafür. Er kam wieder, weil er noch etwas in unserem Dorf zu erledigen hatte, und sagte zu Stefka – unbeholfen zwar, aber immerhin, er sagte es –, daß sie in seinen Augen eine sehr schöne Frau war. Sie lachte nur und ließ ihn stehen. Als seine Arbeit schließlich im Dorf beendet war, klopfte er noch einmal bei ihr und fragte sie, ob er wiederkommen soll, obwohl er mit seiner Arbeit hier fertig war.

„Nein“, sagte meine Tante. Ich war nicht dabei. Sie hat es mir nicht erzählt. Trotzdem weiß ich es, weiß es einfach: Sie hat nein gesagt, ohne auch nur einen Moment lang zu zögern.

Letzten Mai haben meine Tante Stefka und ich bei einer Hochzeit⁵ im Gemeindehaus geholfen. Wenn bei uns eine Hochzeit bevorsteht, gehen die Mütter der Brautleute von Tür zu Tür und fragen, ob jemand helfen kommt. Ohne daß wir uns vorher abgesprochen hätten, haben Stefka und ich versprochen zu kommen.

Von der Früh an haben wir gearbeitet. Es war eine lustige Hochzeit. Die meisten Hochzeiten sind lustig. Aber wenn sie sich dem Ende zuneigen, werden sie irgendwie traurig. Nicht richtig traurig, es ist wirklich nicht schlimm, aber man spürt etwas Schweres am Grund liegen. Vielleicht ist man aber auch nur schon müde, denn zuerst wird auf das Brautpaar getrunken, schwer sind die Kisten mit Bier und Wein, dann bekommen alle zu essen, man hat alle Hände voll zu tun, die großen, unhandlichen Tablettts mit den Speisen an die Tische zu tragen. Wenn alle gegessen haben, schleppen wir die Tablettts in die Küche zurück, räumen die Teller ab und das Besteck. Wir wissen, was wir zu tun haben. Jeder Handgriff sitzt. Es ist nicht die erste Hochzeit, auf der wir helfen. Die Tablettts müssen sofort abgewaschen werden, weil sie immer knapp sind, und die Kuchen und die Torten und die Kekse darauf müssen, die wir in den Tagen zuvor gebacken haben bis in die Nächte hinein. Wir müssen die kleinen Dessertteller an die Tische bringen, auf

⁵ Die Hochzeit fand wenige Wochen vor dem Selbstmord der Autorin statt. Dieser Text ist die letzte literarische Arbeit von Zofia Chuda. [Anm. d. Übers.]

jeden Platz kommt eines, eine kleine Gabel daneben, und die Tassen und die Untertassen für den Kaffee wollen zu den fröhlichen Leuten, die Kannen müssen wir randvoll füllen mit Kaffee, den brauchen die Leute, um nicht zu früh müde zu werden. Die Kinder sind von ihren Plätzen aufgestanden und laufen umher. Wir müssen uns an ihnen vorbeischlängeln. Manchmal läuft uns eines mit dem Kopf in den Bauch und verlieren beinahe das Gleichgewicht. Die Männer haben die Gläser schon tief in ihren groben Händen. Wenn sie sich einschenken, sieht es aus, als schütteten sie den Wodka in ihre hohlen Fäuste, die sie dann so ruckartig an ihre Mäuler führen, daß man meinen könnte, sie wollten sich selbst ins Gesicht schlagen. „Becher“⁶ darf nicht fehlen für die Frauen, die gerne lachen wollen.

Schließlich wird getanzt. Der Braut wird der Schleier abgenommen. Dafür wird ihr ein Kopftuch umgebunden, so eines, wie meine Großmutter es getragen hat. Der Bräutigam bekommt einen Hut aufgesetzt. Ein Kochlöffel wird ihm in die Hand gedrückt. So sitzen die beiden nebeneinander, und die Leute fangen an, um sie herumzutanzten im Kreis, und jeder nickt ihnen aufmunternd zu, wenn er an ihnen vorbeitanzt, und so sollen sie noch viele Jahre nebeneinandersitzen mit Kopftuch, Hut und Kochlöffel. So heiter und glücklich sollen sie lange Jahre das Leben um sich herum als fröhliches Treiben ausgelassener Menschen betrachten, die ihnen freundlich zunicken, wenn sie an ihnen vorüberschweben.

Stefka war in ihrem Leben auf vielen Hochzeiten. Auf den Hochzeiten ihrer Brüder war sie gewesen, auf den Hochzeiten von Schulfreundinnen und denen der Kinder, mit denen sie einst schwimmen gegangen ist, als sie noch ein junges Mädchen war. Auch auf meine wird sie kommen, hat sie mir versprochen, und glücklich wird sie sein, daß ich einen guten Mann gefunden habe.

Die Hochzeiten, auf denen Stefka geholfen hat, kann man gar nicht zählen. Jeder tanzt gerne mit meiner Tante. Auch wenn sie nicht als Gast auf einer Hochzeit ist, sondern nur hilft, wollen alle mit ihr tanzen. Die Männer wissen, daß sie so gut im Arm liegt. Die Frauen

6 Kurzform von „Bécherovka“, einem beliebten Kräuterschnaps.

schauen weg, wenn ihre Männer einer nach dem anderen mit Stefka ausgelassen tanzen. Stefka kann tanzen. Und wie! Mein Gott, niemand kann so tanzen wie meine Tante! Unsere derben Tänze liegen ihr im Blut. Wenn sie sich in den Rhythmus der Musik schmiegt, scheinen ihre Beine nur dafür geschaffen zu sein. Bei uns tanzt man nur mit den Beinen. Der Oberkörper bis zu den Hüften bleibt steif, wie unberührt vom Pulsieren der Musik, die langsam beginnt, um Strophe für Strophe immer mehr an Kraft und Tempo zu gewinnen. Unsere Tänze kommen aus sich selbst. Sie wachsen aus sich heraus, wie ein Pflänzchen sich aus einem Saatkorn schlängelt. Stampfend wird der Rhythmus von Refrain zu Refrain, trotzig. Es ist der Rhythmus, der vom Gehen über Felder kommt, vom Stapfen durch hohen Schnee, vom Laufen durch den schweren Regen am Ende eines Sommers. Der Boden kracht unter den Fußritten der Tänzer. Stanko schwitzt wie ein Schwein hinter seiner Ziehharmonika. Mit seiner kräftigen Stimme singt er unsere Lieder, eines nach dem anderen, er schreit sie über den fröhlichen Lärm der Betrunkenen hinweg, und Stefka tanzt, obwohl sie uns eigentlich in der Küche helfen soll.

„Ich muß zurück in die Küche“, lacht sie, wehrt den nächsten Tänzer ab, der seine Arme schon nach ihr ausgestreckt hat, aber dann legt sie sich doch in seine Arme, sie kann nicht anders und läßt sich wild im Kreis wirbeln. Sie lacht in die jungen Gesichter des Brautpaares und in die Gesichter der Frauen, die wegschauen, lacht sie arglos. Wir drängen uns in der Küchentür und sehen zu. Wir bewundern Stefka. Die Mütter von einigen von uns sind jünger als sie. Es sind müde Frauen mit dicken Beinen und alten Händen. Sie tanzen nicht mehr.

Dann macht Stefka sich los.

„Nein, nein“, schüttelt sie entschieden den Kopf, als schon der nächste Tänzer nach ihr greift, schlägt nach den Händen, die nach ihr greifen: „Ich muß wieder zurück. Nein, nein, nein, ich muß in die Küche“, sagt sie, „dort ist mein Platz.“

Ein ganz rotes Gesicht hat sie. Außer Atem ist sie. Einen Moment muß sie sich hinsetzen, weil ihr so schwindlig ist vom vielen Drehen und Drehen im Kreis, mit der Hand fächelt sie sich vor dem Gesicht. Und sie lacht. Atemlos lacht sie. Ihr Lachen fegt alles weg wie der Wind, wenn er von den Bergen kommt.

Wir alle mögen Stefka. Wie glücklich sie sein kann, wie ausgelassen und fröhlich. Nach einer kurzen Verschnaufpause geht ihr die Arbeit noch leichter als zuvor von der Hand.

„Kommt, Mädels“, fordert sie uns auf, „nicht müde werden, wir haben es gleich geschafft.“

Obwohl sich die schmutzigen Teller stapeln, und aus dem Saal immer wieder nach Bier und Wein und Schnaps verlangt wird, obwohl wir nicht wissen, wo uns der Kopf steht, und wir daneben noch die Männer, die allmählich betrunken werden und zu uns in die Küche schwanken, zurück zu ihren Frauen scheuchen müssen, sind wir fröhlich und guter Dinge, denn Stefka ist bei uns.

Sie wird selbst mit dem hartnäckigsten Mann fertig, der sich daranmacht, das ganze schmutzige Geschirr zu zerschlagen, damit wir Mädels endlich in den Saal kommen und mit ihnen tanzen. Ein Bär von einem Mann ist er. Den Teller hat er so fest im Schraubstock seiner Finger, daß man meinen könnte, jeden Moment wird es zerspringen. Hoch über seinen Kopf hält er ihn. Schnaufend steht er mitten in der Küche.

„Ihr müßt tanzen“, sagt er. Seine schwere Zunge ist den Wörtern im Weg. „Junge Frauen müssen tanzen, tanzen ...“

Wir wissen uns nicht zu helfen, aber Stefka geht ganz ruhig auf ihn zu und sagt: „Gib den Teller her, Mirko.“

„Den Teufel werde ich tun“, schnaubt Mirko und reißt den Arm mit dem Teller noch höher, „alles werde ich kaputtschlagen, wenn ihr nicht mit uns tanzt.“

„Komm“, sagt Stefka ruhig, ganz ruhig, und blickt ihn an aus ihren hellen Augen. Sie kennen einander schon sehr lange. „Mirko“, sagt sie, „laß den Unsinn und gib das Teller her.“

Sie streckt langsam ihre Hand aus. Mirko blickt auf sie nieder. Er sieht in Stefkas Handfläche hinein. Dann läßt er seinen Arm mit dem Teller sinken. Kaum hat Stefka es an sich genommen, wendet er sich abrupt ab und läuft aus der Küche. Später dann sehen wir ihn vom Fenster aus. Er steht hinter dem Haus, steht in der Nacht mit gekrümmtem Rücken zu uns, seine Fäuste in die Taschen seiner Hose gestoßen, seinen massigen Kopf erhoben gegen die Sterne.

Wir haben unsere Arbeit gemacht. Die Beine tun uns weh und der Rücken. Die Frauen, die noch da sind, bitten uns in den Saal.

„Kommt!“, sagen sie. „Greift zu! Es ist noch genug da.“

Wir setzen uns an das Ende eines des langen Tische, blicken in den Saal und sehen die Arbeit, die noch zu tun ist. Wir teilen sie unter uns auf, ohne daß wir uns lange darüber verständigen müßten.

Die meisten sind schon gegangen. Am anderen Ende des Raumes ha-

ben sich die letzten Männer zusammengerottet. Sie haben sich ihre Krawatten von den dicken Hälsen gezerrt und sie sich in die Brusttaschen ihrer Hemden gestopft. Dort hängen sie heraus wie bunte Zungen. Sie sitzen dicht beisammen. Ihre massigen Schultern berühren einander. Sie nehmen uns nicht mehr wahr. Sie nehmen nichts mehr wahr außer der Gemeinschaft, die sie bilden.

Wir sind müde und versichern einander unserer Zufriedenheit darüber, wie gut wir alles hinbekommen haben. Wir können nicht viel sagen. Von Zeit zu Zeit seufzt eine von uns und schüttelt dabei den Kopf, oder sie blickt vor sich hin mit ausgeleertem Blick und sagt: „Ach ja.“

Dabei lassen wir den Tag an uns vorbeiziehen. Wenn sich eine von uns an etwas besonders Lustiges erinnert, erzählt sie es, als wären die anderen gar nicht dageigewesen.

Dann fingen die Männer an zu singen, wie es Brauch ist. Seit vielen hundert Jahren halten es unsere Männer so. Einer gräbt ein Lied aus aus seiner Erinnerung, schlägt es selbstvergessen an, und die anderen stimmen ein. Jede der ungelinken Stimmen suchte für sich einen Zugang in die Melodie. Es brauchte mindestens eine Strophe, bis die Stimmen zueinandergefunden, sich in die Melodie gefügt haben.

Es war eine lustige Hochzeit, aber nun wurde es traurig. Nicht richtig traurig, aber am Grund wurde es schwer.

Die letzten Frauen warfen uns Blicke zu, die sich entschuldigten für ihre Männer.

„Kommt“, sagte Stefka zu uns, erhob sich und fing an, die Tücher von den Tischen zu ziehen. Eine andere von uns – ich glaube, Jana war es – stellte einen Stuhl nach dem anderen auf die Tische. Wenn alle oben stehen, werde ich mit dem Besen kommen und alles auf einen Haufen kehren, was auf dem Boden herumliegt. Anschließend werde ich feucht aufwischen. Wir haben schon auf vielen Hochzeiten geholfen und wissen, was wir zu tun haben. Stefka weiß, wie sie die fleckigen Tücher zusammenlegen muß, Jana, an welcher Stelle sie am besten jeden Stuhl greift, um ihn mit einer einzigen Bewegung auf den Tisch zu heben. Ich kenne die Stellen, an denen sich ein Besen am leichtesten aus dem Handgelenk führen läßt.

Und die Männer dort drüben in ihrer Ecke singen. Sie sind nur noch ihre schweren Körper und das Lied, das ihnen über die harten Lippen kommt. Ihre Lieder begleiten uns. Es macht Spaß, zu Musik zu arbeiten. Wenn ich allein zu Hause bin und arbeite, spielt immer das Radio. Ich würde es auch in den Garten mitnehmen und hinaus auf die Felder,

wenn es auch mit Batterien laufen würde und nicht nur mit Strom.

Plötzlich schlug einer es an. Er war darauf gestoßen, irgendwo, tief in sich, wie verborgen unter welchem Laub. So klang es, als er die ersten Töne ausstieß. Zuerst war es kaum zu erkennen, denn die Männer waren schon sehr betrunken und sangen ziemlich falsch.

Sie nickten versonnen mit den Köpfen, als gäben sie einander recht, als stimmten sie dem zu, wovon das Lied erzählt, und mehr noch dem, was es für sich behält. Dann wurde die Melodie immer deutlicher. Unwillkürlich mußte ich mitsummen: „Láska, Bože, Láska ...“

Auch Jana summte mit. Die anderen flinken Mädels hatten auch das Lied auf den Lippen. „Láska, Bože, Láska“, sagen die Männer Strophe um Strophe. Ihre Köpfe waren nach vorne gesunken auf ihre Brustkörbe, die sich im langsamen, getragenen Rhythmus heben und senken. Auf ihre Bäuche herab sangen sie: „Láska, Bože, Láska ...“ Sie hörten nicht auf mit dem Lied. Alle Strophen sangen sie, Strophen, die ich noch nie zuvor gehört hatte, und manche sangen sie auch zweimal hintereinander.

Als ich in die Küche kam, um mir frisches Wasser zu holen, sah ich meine Tante über der Abwasch. Sie stand mit dem Rücken zu mir. Sie hatte ihre Arme links und rechts am Beckenrand aufgestützt, ihr Blick war auf die gelben Kacheln an der Wand gerichtet. Links und rechts von ihr stand ein praller Zementsack, in den wir die Abfälle gekippt hatten.

Sie hatte die beiden Säcke gerade hinausbringen wollen zu den Mülltonnen, da haben die Männer mit dem Lied angefangen. Die eiserne Hintertür, die von der Küche ins Freie führte, stand offen. Kühle Nachtluft wehte herein.

„Es war eine schöne Hochzeit“, sagte ich.

„Ja“, sagte Stefka mit einer ganz komischen Stimme, die ich nicht an ihr kannte.

„Láska, Bože, Láska“, drang es aus dem Saal, schwer und dröhnend.

„Láska, Bože, Láska ...“

„Ist was?“, fragte ich in Stefkas Rücken hinein.

Für einen Moment mußte ich an den Tag am Wasser denken, als sie uns ihren Rücken zugewendet hatte, um sich ihren Badeanzug anzuziehen. Ich habe ihre Brust gesehen mit den frechen Spitzen.

„Nein“, sagte sie und faßte sich mit der rechten Hand ans Auge, „es ist nichts.“

„Weinst du?“, fragte ich.

Sie entgegnete nichts.

„Du weinst“, sagte ich.

„Ach, was du immer redest!“, meinte sie. „Meine Augen schwitzen
bloß. Das ist alles ...“

[Aus dem Goralischen von Zdenka Bokorová und Christian Baier.]